Etui-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

7.

N°. XII.

Engel's Philosoph für die Welt.

Der

Philosoph für die Welt.

Von

J. J. Engel.

Stadtbibliothek
der Stadt Bomberg
Signatur:
Zeit:

Dritte Etui-Ausgabe.

Aachen, 1817.

bey F. W. Forstmann.

Zwickau, bey den Gebr. Schumann.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Biographie des Verfassers.

Johann Jakob Engel wurde am 11. September 1741 zu Parchim, im Mecklenburg-Schwerinschen, geboren. Sein Vater lebte dort als Prediger. Schon in der frühesten Jugend verrieth der Knabe hohe Geisteskräfte. Sein Gedächtnifs war schnell und stark; sein Witz und seine Beurtheilungskraft übertrafen

seine Jahre. Er kam im neunten Jahre auf die Schule nach Rostock, und verlebte dort auch einen Theil seines akademischen Lebens; dann ging er nach Bützow, wo er im Jahr 1763 Doctor der Philosophie wurde. Im Jahr 1765 kam er nach Leipzig, wo er besonders seine philosophischen Studien mit Eifer fortsetzte, und mit ihnen die Cultivirung der ältern und neuern Sprachen verband. Hier bildete er sich zum eigentlichen Gelehrten. Aber durch das zu angestrengte Studiren zog er sich die Leiden der Hypochondrie zu. Seinen

Unterhalt mufste er sich durch schriftstellerische Arbeiten sichern. Er übersetzte, gab Privat-Unterricht, hielt einige Vorlesungen. Seine Schriften brachten ihn bald in Ruf; sie erwarben ihm die Freundschaft der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Unter vier Vocationen, die ihn zu gleicher Zeit von Leipzig abriefen, folgte er der als aufserordentlicher Professor am Joachimsthalschen Cymnasium zu Berlin. Hier lehrte er von 1776 bis 1787 mit dem gröfsten Beyfalle, ward Mitglied der königlichen Akademie, und schrieb die mehrsten seiner

allgemein bekannten Werke. Späterhin wurde er Lehrer des jetzt regierenden Königs von Preufsen; im Jahr 1787 ernannte ihn der König zum Oberdirector des Berliner Theaters; im Jahr 1794 gab er aber diesen Posten gern wieder auf. Von 1795 bis 1798 lebte er zu Schwerin; er wollte da seine Tage beschliefsen, als ihn der Wille seines ehemaligen königlichen Zöglings auf's neue nach Berlin zurück rief. Seine geschwächte Gesundheit gestattete ihm nicht, einem Amte vorzustehen; er lebte also blos den Musen, und eine ansehnliche Pension

schützte ihn gegen Nahrungssorgen. Als Schriftsteller bewies er sich jetzt sehr thätig; er arbeitete über seine Kräfte, und beschleunigte dadurch sein Ende. Um seine alte Mutter noch einmal zu sehen, unternahm er, allen körperlichen Leiden trotzend, im Jahr 1802 eine Reise nach Parchim, wo er am 28. Juny desselben Jahres starb.

Engel war ein edler, menschenfreundlicher Mann; und wenn Redlichkeit, Wahrheitsliebe, Freymüthigkeit, Sinn für alles Gute und

Schöne; wenn kindliche Liebe, Wohlthätigkeit und unveränderliche Treue in der Freundschaft Züge eines schätzenswerthen Charakters sind, so besafs ihn Engel, trotz den kleinen Flecken, die manches Auge in demselben bemerken wollte. — Er war einer der hellsten und scharfsinnigsten Gelehrten, der in allen Fächern, die er bearbeitete, sich Ruhm erwarb. Die Kritik des Geschmacks und die praktische Philosophie haben durch ihn sehr gewonnen. Seine Schauspiele stehen neben denen von Lessing. Er ist

einer der ersten deutschen Prosaisten, und als Erzähler fast unnachahmlich. Was er geschrieben hat, fing er einige Jahre vor seinem Tode an in einer vollständigen Sammlung verbessert noch einmal heraus zu geben; diese Sammlung beschlossen seine Freunde. Sie begann im Jahr 1801, und wurde im Jahr 1806 mit dem zwölften Bande vollendet.

Der Philosoph für die Welt, eine Sammlung praktisch-philosophischer Aufsätze von ihm und einigen seiner Freunde, füllt

die beyden ersten Bände dieser vollständigen Ausgabe seiner Schriften. Dieser Philosoph für die Welt wurde bereits im Jahr 1775 zum erstenmale gedruckt, und dann wiederholt im Jahr 1787. Die trefflichsten Stücke, die Engel selbst lieferte, sind für die gegenwärtige Etui-Ausgabe ausgewählt. Der Zweck des Buches ist: Wahrheiten der Philosophie, die Jedermann interessiren, entweder darzustellen, oder zu erweifsen; den Inhalt desselben machen philosophische Materien aus, die auf eine gefällige und fafsliche Art vor-

getragen werden. Es wechseln darin Erzählungen, Dialogen, Allegorien, Briefe anmuthig mit einander ab. —

Beurtheilungen dieses Werkes findet man: 1) In der neuen Bibl. der schönen Wissenschaften. B. 20. S. 83. B. 38. S. 73. 2) In der allgemeinen Deutschen Bibliothek, B. 28. S. 484. B. 35. S. 330. B. 80. S. 134. und in andern kritischen Blättern. Ausführlichere Nachrichten von des Verfassers Leben liefern: 1) Bauers Gal-

lerie II. S. 537 — 544. 2) Im Freymüthigen, 1804. 3) In Jördens's Lexikon deutscher Dichter etc. B. I. S. 444 — 477.

Inhalt.

	Seite
Tobias Witt	1
Ueber Emilia Galotti	10
Traum des Galilei	56
Der Aetna	69
Ueber den Tod	100

Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäfsigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, dafs ihrer je zwey und zwey zusammen gehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei! fing der alte Witt an, und schmunzelte: wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun! wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er mufs nur fleifsig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und mufs es dann anders machen, wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus, ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem in's Gesicht sehen, das that er noch weniger; immer guckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meynt Er nun wohl, Herr Till, dafs die Leute den hiefsen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hui! dacht' ich da bey mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr Veit mufs man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hinein sehen, das taugt nicht; sieh du den Leuten dreist in's Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfuy! Sprich

du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht? —

Ei ja wohl! Allerdings!

Aber ich weifs nicht; so ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein Anderer herum, das war der Tanzmeister, Herr Flink; der guckte aller Welt in's Gesicht, und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till — wie meynt Er wohl, dafs die Leute den wieder hiefsen? —

Einen lustigen Kopf? —

Beynahe! Sie hiefsen ihn auch einen Narren. — Hui! dacht' ich da wieder: das ist doch drollig! Wie mufst du's denn machen, um klug zu heifsen? — Weder ganz wie der Herr Veit, noch ganz wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist in's Gesicht, wie der Eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der Andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink! und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till? So hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimnifs.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über

sein Unglück klagte. — Ei, was? fing der alte Witt an, und schüttelte ihn: Er mufs das Glück nur suchen, Herr Flau; Er mufs darnach aus seyn.

Das bin ich ja lange; aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern. Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schoos, und bleibe zu Hause. —

Ach nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehn mufs Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Strafse voll Balken und Steine und Sparren; und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trick, damals noch ein blutjunger Rathsherr, der rannte, mit von sich geworfenen Armen, in's Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, dafs die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?

Ei die alte Lehre: Du sollst die Nase nicht allzu hoch tragen.

Ja, sieht Er? Aber auch nicht allzu niedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein Anderer gegangen; das war der Stadtpoet, Herr Schall; der mufste entweder Verse, oder Haussorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hinein sinken wollte. — Krach! rifs ein Seil; der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mufste ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meyne, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen mufs? —

Sie meynen, so hübsch in der Mitte. —

Ja freylich! dafs man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beyden Seiten umher wirft, so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld

von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabey nicht heraus kommen, das seh' ich vorher; aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meynt Er denn wohl, lieber Herr Wills, dafs Er braucht? —

Ach, nicht viel. Eine Kleinigkeit. Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr ist, die will ich Ihm geben. Recht gern. — Und damit Er sieht, dafs ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein!

Es ist nichts. Es ist ein blofses Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen; der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die bracht' ihn zum Thor hinaus.

Ei, das wäre! Die hiefs?

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing

er an: Ein funfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredte: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bey dem Bankerutte verloren? — Ach was? sagte er wieder: Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe. — Er safs in schönen Umständen, der Mann; aber, wie gesagt, die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mufste zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? — Ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtnifs verläfst mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar, das war der Kornhändler, Herr Tomm; der baute von einer andern Redensart das ganze grofse Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu?

Ei, um's Himmels willen! Die mögt' ich wissen. — Die hiefs?

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Tomm? Was haben Sie bey dem Handel verdient? — Ach, viel Geld! fing er an: viel Geld! — und da sah' man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn auredte:

Was ist ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach! sagte er wieder: ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer funfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze grofse Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm nun besser?

Ei, das versteht sich. Die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen, oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beyden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beyde gemerkt, und da sprech' ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bey meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld! viel Geld! lieber Herr Witt. Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so mufs man sprechen, wie der Herr Tomm, und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so mufs man sprechen, wie der Herr Grell.

Ueber Emilia Galotti.

Erster Brief.

Sie haben Recht, liebster Freund; wenn auch Emilia Galotti alle die Fehler hätte, die verschiedene Kunstrichter darin haben finden wollen, so würde man sie doch alle über den einzigen Marinelli vergessen. So sehr ich auch die Charaktere des Odoardo und der Orsina, wenigstens von gewissen Seiten und in gewissen Situationen, bewundre, so bewundre ich doch noch mehr den in allen seinen kleinsten Theilen so wahren, so ausgeführten, von Anfang bis zu Ende so wohl erhaltenen Charakter des Marinelli. Von der moralischen Seite betrachtet, sey er so schwarz als er wolle; ich bin der erste, ihn zu verwünschen, aber von der poetischen ist er einer

der schönsten und ausgeführtesten, die nur je auf der Bühne erschienen sind.

Gleich zu Anfange erscheint Marinelli als der gewandte und verschlagene Höfling, als der niederträchtige und durch lange Uebung im Laster ausgelernte Verführer, der er das ganze Stück hindurch bleiben wird. Das Empressement, womit er zum Dienst eilt; die leichte Art, womit er dem Fürsten Schmeicheleyen sagt; die Geschwindigkeit, womit er sich nach jedem Winde dreht, und Alles wird, was sein Vortheil in jeder Situation aus ihm haben will; der leichtsinnige, hämische, persifflirende Witz, womit er über Appiani und Orsina herfährt; die Vorurtheile von Geburt, von Ehrenstellen, von ersten Häusern; die vollkommne Einsicht, die er sich in den Charakter des Fürsten erworben, und vermöge deren er so vortrefflich weifs, wie weit er jedesmal gehen oder nicht gehen darf, wie er ihn zu dem Punkte, wo er ihn haben will, hin bringen, oder wenn er ihm abspringt, ihn wieder zurück holen soll; die meisterhaften Wendungen, womit er dem Härtesten, was er zuweilen sagen zu müssen glaubt, das Allzuauffallende zu benehmen, und indem er es wieder gut macht, es zu seinem gröfsten Vor-

theil zu nutzen weifs; die allertiefste Verstellungskunst, womit er sich aus den schlimmsten Händeln heraus zu reden und seine wahren Absichten gegen jedermann zu verhüllen weifs; die unbegreifliche Kälte und Gleichmüthigkeit, die ihm immer völlige Besonnenheit läfst, neue Hülfsquellen zu eröffnen und neue Räder in die Maschine einzusetzen, wenn es mit den alten nicht mehr fort will; das kriechende Wesen, womit er wahre Grobheiten vom Fürsten hinnimmt, und, ohne böse zu werden, sich Thor und Narr schelten läfst. — — Doch wie kann ich alle diese einzelnen Züge herzählen, die so wohl zusammen geordnet, so fein in einander verflöfst, ein so lebendiges und vollendetes Ganze geben, dafs ich nie müde werde, es zu betrachten und zu bewundern? Wenn ja der eine oder der andere dieser Züge in einzelnen Stellen weniger getroffen scheint (welches doch vielleicht nur im fünften Akt der Fall ist, wo Marinelli dem Fürsten eine für ihn nicht schickliche Rolle aufträgt), so liegt die Schuld wohl unstreitig an dem weniger richtigen Gharackter des Fürsten, der, wie Sie selbst schon bemerkt haben, auch auf den Charakter des Marinelli ein falsches Licht wirft.

Aber, sagen sie am Ende ihres Briefes: ist nicht Marinelli vielleicht ein zu schwarzer, zu ruchloser Charakter? Bricht nicht seine nichtswürdige Denkungsart in allzuungeheure, allzuschändliche Handlungen aus? Sollte es je in der Natur einen Marinelli gegeben haben?

Herr Lessing hat selbst so viel Wahres und Gutes gegen die grundlose Bosheit geschrieben, dafs es sonderbar wäre, wenn er sich diesen Fehler in seinen eigenen Werken zu Schulden kommen liefse. Aber Marinelli, deucht mir, hat zu seinen Bosheiten Gründe, die nach seinem Charakter, seinen Umständen, seinen Vorurtheilen entscheidend genug sind; nur das könnte etwa beleidigen, dafs er diese Bosheiten mit so grofser Kälte und Ruhe ausführt; allein auch davon zeigt sich der hinlängliche Grund in seiner langen Gewohnheit des Lasters. Er hat es darin zu einer Art mechanischer Fertigkeit gebracht; sein Bubenstück geht ihm, wie einem geübten Künstler sein Werk von Händen, ohne dafs er oft selbst mehr weifs, was und wie er es macht.

Die ehrloseste seiner Unthaten ist ohne Zweifel der Meuchelmord des Appiani. Aber schwerlich würde er so weit gegangen seyn, wenn ihn nicht seine äufserste Feigheit, sei-

ne Furcht vor einem unvermeidlichen Zweykampf gleichsam dazu gezwungen hätte; wenigstens hat Herr Lessing diesen Umstand mit grofser Kunst im Dunkeln gelassen. Nächst diesem Morde erscheint er am häfslichsten, als — ich will es mit dem Worte der Claudia sagen — als der Kuppler des Fürsten. Und zwar als ein so niederträchtiger Kuppler, dem der schändlichste Lug und Trug, dem das äufserste Verderben einer achtungswürdigen Familie nichts ist, wenn er nur dem Fürsten zu seinem Zwecke verhelfen kann. Diese Nichtswürdigkeit zu erklären, mufs man sich in die ganze Situation eines Mannes, wie Marinelli, hinein denken. Lieblinge seiner Art verüben solche Schandthaten, weil es die einzigen Mittel zur Befriedigung ihrer eignen heifsesten Begierden sind: weil sie durch anders nichts zu dem zu gelangen wissen, was für sie die höchste, ja die einzige Seligkeit des Lebens ist. Denken Sie sich diese Unglücklichen mit ihren jämmerlichen kleinen Vorurtheilen, die sie zum Theil schon durch die ersten Eindrücke ihrer Kindheit erhalten; mit ihren so eingeschränkten, aber eben deswegen nur fester begründeten Begriffen von Hofleben, von Gnade, von der Person des

Fürsten, von Rang, von Einflufs, von Reichthum, von Ehrentiteln, von Ordensbändern, von Schlüsseln. Der gewöhnliche Gesellschafter des Fürsten zu seyn, unangemeldet zu ihm hinein treten zu dürfen, mit ihm zu fahren, bey der Cour des gnädigsten Lächelns gewürdigt zu werden, wohl gar in einem Winkel mit ihm zu flüstern, seine eigene Antichambre zu halten, Aufwartungen von den Vornehmsten zu bekommen, das sind für sie die höchsten Seligkeiten des Lebens, ohne die sie ihr Daseyn hassen würden, und auch Ursache hätten, es zu hassen. Denn was können doch diese Armseligen, deren ganze Kenntnifs sich auf Etikette und Ränke einschränkt; was können sie doch mit ihrem Leben noch anfangen, wenn für sie keine Cour, keine Tafel, keine Galla mehr ist? Was bleibt ihnen übrig, als sich vor langer Weile den Tod zu wünschen und zu sterben? Dazu kommt noch die unendliche Verachtung, die sie dann um desto empfindlicher treffen mufs, je mehr sie sich in ihrem blühenden Glücksstande Feinde und Neider zugezogen haben. Mit welcher Begierde müssen sie also jenes Glück nicht suchen, und wenn sie es einmal erlangt, mit welcher Inbrunst es festhalten!

Ihre ganze Wohlfahrt hängt an der Gnade des Fürsten; und diese zu erwerben, was gibt es für Mittel? Verdienste um den Staat, oder Verdienste um seine Person. Zu jenen, die noch überdies, wenn der Fürst ein Wollüstling oder ein Müfsiggänger ist, am wenigsten geschätzt und belohnt werden, haben sie die Fähigkeiten, die Kenntnisse nicht — die haben nur die würdigern Männer, die Camillo Rota; — also bleibt ihnen nichts ührig, als sich um die Person des Fürsten verdient zu machen. Und wie das? Indem sie sich aus dem Charakter des Fürsten ihr höchstes Studium machen, alle seine kleinsten Neigungen, Schwächen, Eigensinnigkeit ausforschen, sich in allem darnach bequemen, ihnen alle Mittel zur Befriedigung ihrer Begierden herbey schaffen, ihnen darin zuvor kommen. Das führt sie dann oft zu Niederträchtigkeiten, die ihnen Anfangs, eh' sie noch in die Gewohnheit kommen, sehr unangenehm seyn können; aber was in aller Welt sollen sie machen? Der nichtswürdigen Seelen gibt es überall, und nirgend mehr, als in der Gegend der Höfe; was also sie nicht thäten, würde ein Anderer thun; dieser Andere würde sie weg drängen, würde an ihrer Stelle treten,

würde sie um alle Wonne des Hofes, um alle Seligkeiten des Lebens bringen. — Von diesem kleinen Anfange geht dann die Bosheit schrittweise weiter. Dem alten ausgelernten Höfling genügt es nun nicht mehr, den Neigungen eines Fürsten nur nachzugehen; er sucht auch ausdrücklich, sie zu erwecken; er gibt sich die äufserste Mühe, besonders wenn der Fürst noch jung ist, seinen Charakter zu verderben, seine Begierden zu reizen, seine Lüste anzufachen, damit er ihm zu ihrer Befriedigung nothwendig werde. Zu dem allen gesellt sich dann noch die Cabale, der Neid, die Lust an der Intrigue, das Vergnügen, die Kräfte seines Geistes an der Ausführung mifslicher Projecte zu üben.

So, liebster Freund, erkläre ich mir den niederträchtigen Charakter des Marinelli und aller ihm ähnlichen Günstlinge. — Ich weifs nicht, wie Sie oder andere denken; aber ich meines Orts bin einem Dichter für einen wohl gezeichneten bösen Charakter eben so sehr, und oft mehr, als für den bestgezeichneten guten verbunden. Gemeiniglich lerne ich daraus mehr in Absicht der Kenntnifs des Menschen, mehr in Absicht der Klugheit des Lebens, mehr in Absicht der dramatischen Kunst. Auch

haben dergleichen Schilderungen unmoralischer Charaktere auf die Zuschauer eine sehr moralische Wirkung. Der Dichter, der das Laster in seiner natürlichen Häfslichkeit darstellt, bessert oft mehr, als ein anderer, der nur immer rühren, immer zärtliche Thränen hervor locken, immer durch Aufstellung sanfter, unschuldiger, grofsmüthiger Gemählde für die Tugend einnehmen will. Es ist wahr, man darf die Tugend nur kennen, um sie zu lieben; aber um sie recht feurig zu lieben, mufs man noch mehr, mufs man auch noch das Laster kennen.

Ich hatte anfangs die Idee, eine kleine Geschichte von dem Leben des Marinelli zu entwerfen, und Sie von der Wahrheit dieses Charakters eben dadurch zu überführen, dafs ich Ihnen die Art seiner Bildung zeigte. Nachher ward ich inne, dafs eine solche Arbeit für meine Kräfte vielleicht zu schwer, und gewifs für meine Zeit zu weitläuftig wäre. Aber warum nehmen doch unsere Romandichter die Ideen zu ihren Werken nicht dann und wann von der Bühne, und suchen vortreffliche Charaktere, die der dramatische Dichter nur in einzelnen Situationen bearbeiten konnte, weiter zu entwickeln, und bis zu ihrer

ersten Entstehung zu verfolgen? Durch nichts könnten sie mehr Kenntnifs der Welt und des Menschen zeigen, durch nichts mehr unterrichten und bessern, als durch Werke dieser Art, die das in Absicht ganzer Charaktere thäten, was Shakespears beste Schauspiele in Absicht einzelner Leidenschaften thun: dafs sie ihnen nehmlich von ihrer ersten Anlage bis zu ihrer letzten völligen Ausbildung schrittweise nachgingen. —

Zweyter Brief.

Auch über den Charakter des Appiani bin ich im Ganzen mit Ihnen einig; er enthält etwas auffallend Sonderbares. Der Mann hat alle mögliche Ursachen zum Vergnügen; er hat die liebenswürdigste und geliebteste Braut; tritt in Verbindung mit der achtungswerthesten Familie; wird der Sohn eines Vaters, der seine ganze Bewunderung, seine zärtlichste Ehrerbietung hat; und bey alle dem ist er nicht nur ernst, er ist tiefsinnig,

mürrisch. Wenn die Ursache davon nicht in einem natürlichen Hange zur Melancholie, oder in einem Fehler des Charakters liegt — und das scheint hier nach allen Umständen der Fall nicht zu seyn, — so mufs sie nothwendig in seiner jetzigen besondern Verfassung liegen; aber was wir da sehen, ist eine wirkliche Kleinigkeit. Es kann ihm ärgerlich seyn, dafs er bey dem Fürsten noch vorfahren und ihm seine Vermählung kund machen soll; aber unmöglich kann so ein einziger kleiner Umstand ihn so völlig aus seiner Fassung heben. Der wahre Hauptgrund seines Verdrusses liegt also in jenen geheimnifsvollen Ahnungen, deren er gegen Emilie und ihre Mutter erwähnt; aber blos erwähnt, ohne auch nur die mindeste Veranlassung dazu zu zeigen.

Ich will nicht läugnen, dafs dergleichen Ahnungen wirklich in der Natur sind; sie mögen, wie der Verfasser der Träume eines Geistersehers will, aus einem geheimen Commercium der Seelen entstehen; so viel aber weifs ich, dafs ich auf der Bühne noch immer lieber Träume als Ahnungen haben mögte. Jene sind gewöhnlicher, und werden im Schlafe, wo die Seele von den Eindrücken

der Wirklichkeit völlig verschlossen ist, durch eine freye umher schwärmende Phantasie erzeugt; sie erlangen oft den äufsersten Grad der Lebhaftigkeit, und setzen dann das Blut in eine Wallung, die Nerven in eine Erschütterung, die oft lange nach dem Erwachen noch fortdauern, und Bänglichkeit und Schwermuth hervor bringen. Diese hingegen — wenn ich sie auch nicht völlig von der Bühne weg wünschte, so möchte ich sie doch niemals unter solchen Umständen und mit so aufserordentlichen Wirkungen, wie hier. Alle Gründe zum Vergnügen sind hier so grofs, so mannichfaltig, so in die Augen leuchtend; der einzig klar erkannte Grund zum Verdrusse ist so nichtig, so unbedeutend, dafs er das Züngelchen in der Wage kaum um eine Linie verrücken sollte; und was hält denn nun jenen Gründen das Gleichgewicht? was gibt der Wage an der entgegengesetzten Seite den Ausschlag? was reifst sie so ganz auf den Boden herunter? — Eine Ahnung, wovon niemand, Appiani selbst nicht, weifs, wo sie her kommt; ein gewisses unnennbares Etwas, das sich vielleicht eben deswegen nicht nennen läfst, weil es so ein blofses Nichts ist.

Wie aber der Dichter auf diesen Zug im Charakter gerathen sey? Ob er durch dieses Mittel blos den Eindruck schwächen wollen, den der nachherige Tod des Appiani macht, damit er uns nicht zu sehr wider den Endzweck des Stücks interessire? oder ob er den Charakter des Grafen, den er so wenig Raum zu entwickeln hatte, durch diesen frappanten Zug nur mehr herausheben wollen? oder ob er vielleicht diesen Zusatz nöthig fand, um zu einem gewissen Ziele, zu dem er nothwendig hin mufste, desto leichter und kürzer hin zu kommen; darüber mögte sich ohne seine eigne Erklärung schwerlich entscheiden lassen. — Ich, liebster Freund, vermuthe das Letztere, und ich will Ihnen hier die Gründe dieser Vermuthung vorlegen, damit Sie urtheilen können. Ist meine Hypothese falsch, nun so kann doch auch die Ausführung falscher Hypothesen noch immer viel Wahres und Lehrreiches enthalten.

Das Ziel, wo der Dichter zunächst hin mufste, war der Tod des Appiani. Wäre der Graf bey'm Leben geblieben, so sieht man nicht ab, wie das Stück so bald hätte ausspielen können. Aber wenn nun Marinelli diesen Tod gleich anfangs und ohne allen wei-

tern Bewegungsgrund bey dem Angelo ansgemacht hätte, so wäre der ohnedies schon so schwarze Günstling vollends zum Ungeheuer geworden, und der allzugrofse Abscheu hätte uns unser ganzes Vergnügen an dem Charakter verderbt. So aber hat Marinelli anfangs noch keinen vollständigen Plan; er will nur für's erste die Vermählung hindern und die Braut haben; dafs er nachher dem Angelo einknüpft, den Grafen nicht blos zu verwunden, sondern nieder zu schiefsen, davon liegt der wahre Grund in seiner Furcht vor dem Zweykampfe. Wie sollte nun aber der Dichter zu diesem Zweykampfe hin? Beyde mufsten sich schon grofse Beleidigungen sagen, eh' es bis zur Ausforderung kam; es mufste geschimpft werden, und Appiani schimpft denn auch wirklich. — Nehmen Sie jetzt diesen Appiani in einer völlig heitern Gemüthsfassung an; überlegen Sie dabey den ganzen Charakter des Marinelli, und dann sagen Sie mir, wie der Dichter dieses Ziel, ohne einen unnatürlichen Sprung zu thun, so leicht hätte erreichen sollen?

Ich will mich über diese Schwierigkeit etwas näher erklären. Marinelli ist ein Hofmann, und ist, wie alle Bösewichter seiner Art, feigherzig. Als jener sagt er schwerlich

Grobheiten, auch nicht gegen Personen, die er auf's tödtlichste hafst; er hat bey seinen Hofsitten auch Hofton: Honig auf der Zunge bey der bittersten Galle im Herzen. Wenn ein feinerer Weltmann, und besonders so ein abgeschliffener, versteckter, geschmeidiger Höfling, wie Marinelli, der sich so ganz in seiner Gewalt hat, beleidigt, so ist es weniger durch das, was er sagt, als durch die Art, wie er es sagt; so ist es mehrentheils nur von ferne, nur mit einer heimlichen Wendung, mit einem bedeutenden Tone, mit einem flüchtigen Achselzucken, mit einem spitzfindigen Lächeln, mit einem höhnischen vor sich Niedersehen, mit einem vornehmen Wiederaufblicken. Vollkommen, so erscheint auch hier Marinelli, der überhaupt vortrefflich geschildert ist; anfangs nichts als Höflichkeiten, als Freundschaftsversicherungen, und auch da, wo er das Härteste sagt, das ihm Appiani so hoch anrechnet, noch immer Mäfsigung und Zurückhaltung. Ja, es scheint, dafs er nach seiner Hofart und bey seiner Feigheit auch diesen Ausfall nicht einmal würde gewagt, auch diesen Ton der Spötterey sich nicht würde erlaubt haben, wenn ihm nicht Appiani schon so lange Dinge gesagt

hätte, die ein Mann von weniger Verstellungskunst und reizbarer Galle nimmermehr hätte anhören können. Wirklich ist Appiani gleich anfangs beleidigend; er sagt ihm alles, was er denkt, so rund in's Gesicht, und doch ist er auch Weltmann, obgleich von der rechtschaffenern, edelgesinntern Art. Und wie in aller Welt kommt denn dieser feine und gesittete Mann zu so einer Begegnung? Empfände er das ganze Glück seiner Situation, verlöre sich sein wollüstiger Blick in den reizenden Aussichten, die vor ihm liegen, so würde bey dieser guten Laune das Gespräch nach aller Wahrscheinlichkeit anders fallen.

Der Graf, werden Sie mir vielleicht einwenden, kennt den Marinelli und verachtet ihn. Gut! das kann ein Mann, wie Appiani, nicht anders. Aber die Verachtung hat ja so manche Mine, so manchen Ton; warum mufs sie sich eben so bitter äufsern? — Marinelli, werden sie fortfahren, steht dem Grafen entgegen; blos um dieses Günstlings willen hat der Graf nicht aufkommen können. Aber bedenken Sie auch, dafs gerade Appiani der Mann ist, dem an diesem eitlen Glücke wenig gelegen scheint; dem es vielmehr lieb seyn kann, daran verhindert zu seyn; der ein für

allemal den seligen Entschlufs gefafst hat, in seinen väterlichen Thälern sich selbst zu leben? Sehr leicht mufs ihm also Appiani diese Beleidigung, die für ihn eigentlich keine ist, verzeihen können; der Hafs fällt weg, und es bleibt also nichts als Verachtung übrig. Nun sieht man freylich den Mann nicht gerne kommen, den man verachtet; Appiani kann verdrüfslich seyn, von angenehmern Unterhaltungen dadurch abgerufen zu werden; aber dieser kleine flüchtige Verdrufs, sollte der Einflufs genug haben, ihn so auf einmal und so ganz aus seiner Lage heraus zu setzen? Sonach bliebe Appiani in seiner völligen Heiterkeit, und wie würde er da den Marinelli empfangen? welchen Ton gegen ihn annehmen? Keinen vertraulichen, aber auch keinen auffahrenden; keinen verbindlichen, aber auch keinen bittern; keinen scherzhaften, aber auch keinen mürrischen. Er würde den verächtlichen Menschen, wenn er sich zu nahe an ihn machte, mit einem sanften Drucke in der gehörigen Entfernung halten, nicht auf eine so rauhe, gewaltsame Weise von sich stofsen; er würde, wenn er in ihm nicht den Kammerherrn schonte, wenigstens den Abgeordneten des Fürsten schonen, gegen den er

doch immer Achtung und Mäfsigung zeigt. Finge dann Marinelli aus muthwilligem Kitzel, oder aus Verdrufs über seine fehlgeschlagenen Entwürfe an, über des Grafen Verbindung zu spötteln, was meynen Sie wohl, dafs bey dem entzückten Liebhaber, bey dem ruhigen gesetzten Manne, dieser Spott eines Menschen, den er so herzlich verachtet, über den er sich so weit hinaus fühlt, für Wirkung thun könnte? Sollt' er ihn aufbringen? in Harnisch jagen? zu Anzüglichkeiten, zu Schimpfreden reizen? Nein, liebster Freund; dann sollte der Graf Emilia Galotti nicht haben, nicht der Sohn eines Mannes wie Odoardo werden. Wen er nicht werth hält, dafs er mit ihm scherze, den soll er noch weniger werth halten, dafs er sich mit ihm schimpfe. Lächeln müfste er über die armseligen Vorurtheile dieses engen Kopfes und noch engern Herzens, ihm einen der mitleidigen Blicke geben, womit der edle Mann auf ein Insect, wie Marinelli, herab blickt, dessen Gift er nicht fürchtet, und an dem er nichts als seine verächtliche Kleinheit gewahr wird; ihn noch einmal mit einer kategorischen Antwort abfertigen und ihn laufen lassen. — So, denke ich, würde das Gespräch in so einer Situation und zwischen solchen Charakteren

ausfallen müssen, wenn nicht irgend ein anderer Umstand hinzu käme.

Aber wie gar anders, wenn nun dieses hinzu kömmt! Nehmen Sie den Appiani gleich zu Anfange so an, wie ihn der Dichter vorstellt: mürrisch, tiefsinnig, ärgerlich, so wird nun die ganze Scene nicht nur richtig und wahr, sie wird auch eine der Meisterscenen in der Emilie. Denn nun ist Appiani geneigt, nicht sowohl die verächtliche, als die hassenswürdige Seite des Marinelli zu sehen; nun wird er nicht blos in seinem Vergnügen, er wird in etwas weit anderm unterbrochen, das die Seele weit mehr interessirt, worauf sie ihren Blick weit starrer hinheftet, in seinen trüben schwermüthigen Reverieen; nun ist er vorbereitet, alles hoch aufzunehmen, sich bey dem ersten besten Anlasse zu erbittern, seiner Würde uneingedenk, sich mit einem Menschen zu zanken, den er lediglich verachten sollte, sich den überlästigen Besuch auf jede Art, höflich oder unhöflich, vom Halse zu schaffen. Und dann spielt nun die ganze Scene natürlich weiter, bis zur Ausforderung, und bis zum Meuchelmorde des Appiani.

Ich bekenne Ihnen noch einmal, mein Freund: es ist sehr mifslich, eines Andern be-

stimmte Absicht zu errathen, wo er ihrer mehrere haben konnte; und wenn ich also geträumt habe, so verzeihen sie mir! Ich erwache wieder aus meinem Traume. — Aber so viel, denke ich, ist doch immer ausgemacht, dafs, wenn auch der Dichter bey der Schwermuth des Appiani nicht eigentlich auf diesen Entzweck gearbeitet, ihm wenigstens diese Schwermuth zur Erreichung dieses Entzwecks gute Dienste geleistet hat.

Dritter Brief.

Der Widerspruch, den sie in dem Charakter der Emilie glauben bemerkt zu haben, liegt, meines Erachtens, nicht in den ersten Grundzügen des Charakters; er entsteht nur durch die Art, wie die letzten Scenen ausgeführt worden. Eben das Mädchen, sagen Sie, das wir im Anfange so ängstlich, so furchtsam, so schüchtern sehen; eben das Mädchen kann nachher so herzhaft den Tod fordern? ihn so willig erdulden? Ist hier nicht ein gröfserer Widerspruch, als in dem Charakter der Iphi-

genia, den Aristoteles um einer ähnlichen Ungleichheit der Sitten willen tadelt? — Nein, mein Freund! nicht einmal eine eben so grofse; und sobald sie den Gang der Ideen in Emiliens letzter Scene nur ein wenig ändern wollen, ganz und gar keiner.

Es gibt unter den Menschen viele solcher Charaktere, in denen sich zwey entgegengesetzte Eigenschaften vereinigen, und diese sind allemal, wenn sie wohl ausgeführt werden, nicht nur die lehrreichsten, sondern auch wegen des Wunderbaren, das ihnen anhängt, die interessantesten. Der Dichter mufs nur nicht vergessen, zu zeigen, wie sie möglich sind; das heifst, er mufs uns den Grundzug im Charakter angeben, der den scheinbaren Widerspruch aufhebt, und die beyden so unverträglich scheinenden Eigenschaften in Harmonie bringt. In dem Charakter der Emilie findet sich dieser Grundzug wirklich. Sie ist weder aus blofsem Temperament so furchtsam, noch aus blofsem Temperament so entschlossen, den Tod zu leiden; sie ist beydes aus herrschender, beynahe schwärmerischer Liebe zu ihrer Religion. Bey ihrem Anfalle von Furcht hat der Dichter diesen Zug unvergleichlich heraus gehoben; aber nicht eben sowohl bey

ihrer nachmaligen Herzhaftigkeit. Denn hier äufsert Emilie in allem, was sie sagt und thut, mehr stoische räsonnirte Tugend, als christliche Furcht vor der Sünde. Fast das einzige Wort, das ganz ihrem Charakter entspricht, ist das: «Nichts Schlimmeres zu vermeiden, «sprangen Tausende in die Fluthen, und sind «Heilige;» aber der Zug steht zu abgerissen, zu einzeln da; wir werden weder vor- noch nachher an die Religion weiter erinnert. Ja selbst bey ihrem endlichen Hinsinken, bey dem letzten Zuschliefsen ihrer brechenden Augen, hören wir keinen Laut, keinen Seufzer, der an Gott, oder an ihre Heilige gerichtet wäre. — Was aber das Schlimmste ist, so führt uns der Dichter selbst irre, und scheint seinen ganzen Vortheil freywillig aus den Händen zu geben. «Du kennst sie,» läfst er die Mutter zu Odoardo sagen: «sie ist die «Furchtsamste und Entschlossenste unsers Ge«schlechts. Ihrer ersten Eindrücke nie mäch«tig; aber nach der geringsten Ueberlegung, «in alles sich findend, auf alles gefafst. Sie «hält den Fürsten in einer Entfernung; sie «spricht mit ihm in einem Tone» u. s. w. Scheint es nicht, als wenn der Dichter in dieser Stelle, die doch immer die Schwierigkeit

nur angehen würde, statt sie aufzulösen, als wenn er uns hier zu dem Folgenden vorbereiten, als wenn er den Charakter durch eine künstliche Wendung zum Ziel herum lenken wolle? Gleichwohl brauchte er das so wenig, wenn er nur Emiliens endliche Herzhaftigkeit aus eben der Quelle entspringen liefs, woraus ihre anfängliche Furcht entstand.

Ich habe gegen die Ausführung der letzten Scene noch eine andere Erinnerung zu machen, von der ich mich wundre, dafs sie noch sonst niemand gemacht hat. Sie betrifft die an sich so vortreffliche Stelle, worin Emilie über Gewalt und Verführung philosophirt. Wenn ich sie sagen höre: «Ich habe Blut, mein Vater! «so jugendliches, so warmes Blut, als eine. «Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für «nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne «das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der «Freude» u. s. f., so weifs ich in der That nicht, was aus dem Mädchen geworden ist. Ich möchte fast argwöhnen, dafs ihre Liebe zu Appiani nur blose Coketterie gewesen. Denn sagen Sie selbst, mein Freund: wie kann sich Emilie, in ihrer jetzigen Lage, vor Verführung fürchten? und vor Verführung vom Fürsten? Sie weifs, wie sie selbst gesteht,

warum Appiani todt ist, dieser ihr theurer geliebter Appiani, dessen Tod ihr, wo sie nicht das nichtswürdigste Mädchen ist, an die innerste Seele gehen mufs; sie sieht gleichsam sein Blut noch an den Händen des Fürsten kleben; und wäre nun dieser Fürst ein Adonis, wäre er der Liebenwürdigste aller Sterblichen, so müfste er ihr doch um dieses Blutes willen, in diesem ersten Augenblicke der empörten Leidenschaft, das gräfslichste, verabscheuungswürdigste Ungeheuer dünken, das je die Erde getragen. Dazu kommt noch, dafs sie den ganzen Plan durchsieht, den er gegen ihre Tugend gemacht, diesen ehrlosen, schändlichen Plan; und wie sehr mufs nicht das bey einem so frommen, so ehrliebenden, für ihre Seele so besorgten Mädchen, den vorigen Abscheu noch verstärken! Immer mag ihre Religion ihr sagen, dafs bey der Verderbnifs des menschlichen Herzens kein Verbrechen unmöglich sey; in der jetzigen Verfassung kann ihre Seele auf keinen Gedanken achten, keinen Gedanken annehmen, als der ihrem äufsersten Abscheue gegen den Fürsten gemäfs ist, ihn verstärkt, ihn bestätigt. Wenn sie sich also nicht vor Gewalt fürchtet, vor eben der Gewalt, die eben jene Heiligen vermeiden

wollten, da sie sich in die Fluthen stürzten; vor was sonst kann sie sich fürchten? Davor nimmermehr, dafs je der Fürst ihr gefallen, dafs je ihr Blut für ihn wallen, dafs je ihre Sinne an ihm Gefallen finden sollten; oder ich gestehe gern, dafs ich keinen Begriff von dem habe, was menschliches Herz ist. — Erklären Sie mich aber nicht unrecht, mein Freund. Ich behaupte nicht, dafs Emilie ihren Appiani nicht wirklich vergessen, nicht vielleicht schon in einem Monate von dem Fürsten verführt seyn könne; das kann sie sehr leicht, und sie wäre wohl nicht das erste Mädchen Ich sage nur, dafs sie jetzt, vermöge ihres Charakters, vermöge der ersten Täuschung ihrer aufgebrachten Leidenschaft, das, was an sich sehr möglich ist, gar nicht für möglich erkennen müsse.

Wie? wenn also der Dichter diese ganze Philosophie über Gewalt und Verführung, so richtig und vortrefflich sie an sich selbst ist, aufgeopfert, und dafür folgende Reihe von Ideen gewählt hätte: Der Fürst liebt mich; er hat mir's erklärt; er wird nichts unversucht lassen, mich zu seinem Willen zu bewegen. Er wird am Ende Gewalt brauchen; denn kein Frevel in der Welt kann für den

noch so grofs seyn, der den liebenswürdigsten aller Menschen ermorden konnte. Er wird auch der Mörder meiner Seele werden, nachdem er der Mörder meines Geliebten geworden. Und diese Schande kann mein Vater nicht zugeben; nimmermehr, oder er ist nicht mein Vater. Gott und Natur haben mich an ihn als meinen Beschützer gewiesen, und ich habe aufser ihm keinen Retter. . . . Wie? wenn dann der verwirrte, in Wuth gesetzte, erschütterte Vater, der eben so sehr, als Emilie, vorbereitet ist, von dem Fürsten das Allerärgste zu denken; wenn er ihr dann den Dolch mit den Worten zeigte, dafs er für sie keine andre Rettung sähe, als durch den Tod; wenn Emilie ihm antwortete, dafs, nichts Geringeres zu vermeiden, Tausende in die Fluthen sprangen, und Heilige sind; wenn dann der Vater den Fürsten mit Marinelli zurück kommen hörte, und kaum seiner Sinnen mächtig, indem ihn Wuth, Zärtlichkeit und Ehrliebe gleich heftig bestürmten, den tödtlichen Streich vollführte? Sollte nicht durch so eine Wendung die Katastrophe weit natürlicher, und den beyden Charakteren, des Vaters sowohl als der Emilie, weit angemefsner werden? — Freylich verlören wir dann manche unvergleichliche Züge; aber die ersetzte

gewifs der reichste Geist des Dichters durch andre, die uns jene vergessen machten. Für sie, weifs ich, wäre schon des Ersatzes genug; dafs Sie nun keiner Haarnadel erwähnen hörten, die Sie — ich weifs nicht, mit welchem Rechte — so anstöfsig finden; dafs sie nun keine Rose mit einem Affecte zerpflücken sähen, der freylich für eine so gewaltsame Situation ein wenig zu ruhig ist, dafs Sie nicht an die Geschichte der Virginie erinnert würden, deren Katastrophe hier allerdings unter sehr verschiednen Umständen zu ähnlich nachgeahmt worden; und dafs Emilie nicht mit einer Allegorie im Munde stürbe.

Ueber das, was ich hier von der Geschichte der Virginie gesagt, erkläre ich mich in meinem künftigen Briefe näher. Ich will darin von dem Charakter des Odoardo reden, der bis auf die letzte Scene mit seiner Tochter, meine ganze Bewunderung hat.

Vierter Brief.

Der Plan der Emilia Galotti ist, deucht mir, ganz sichtbar aus der Geschichte der Virginie entstanden. Sie wissen mein Freund, dafs es in Italien eine fürstliche Familie Gonzaga gab, deren jüngere Linie sich von Guastalla schrieb; aber wüfsten Sie von irgend einem Gonzaga eine Anekdote, aus der sich ein Trauerspiel, wie Emilie, hätte machen lassen? Ich wenigstens — der ich zwar freylich in der Geschichte der kleinen italienischen Häuser wenig bewandert bin — wüfste keine; und da auch sonst, in der Ausführung der letzten Scenen, offenbare Rücksicht auf die Geschichte Virginiens genommen worden, so setze ich um so zuversichtlicher voraus, dafs der Dichter die so interessante Katastrophe jener Geschichte genommen, und seinen übrigen Plan ausdrücklich dazu erfunden habe.

Die grofse Schwierigkeit eines solchen Unternehmens darf ich Ihnen wohl nicht erst erklären, Sie werden sie fühlen. Es scheint mir schon immer nicht die leichtere Arbeit des Genies, von einigen einzelnen unbestimmten Ideen

anzufangen, und ihnen durch nähere Bestimmung das Leben und die Wirklichkeit erst zu geben, die sie in ihrer dürftigen Allgemeinheit nicht hatten. Auch zweifle ich sehr, ob jemals ein episches Gedicht so gemacht worden, wie der ehrliche Le Bossu es geträumt hat. Das Genie, so viel ich weifs, arbeitet leichter aus der Wirklichkeit heraus, als in die Wirklichkeit hinein; es gelingt ihm besser, dem schon gefundenen Golde Glanz und Form zu geben, als das Gold selbst durch alchymistischen Procefs erst hervor zu bringen. Je mehr schon die Natur, diese beste Werkmeisterinn, ihm in die Hände gearbeitet, desto bündiger, fester, gleicher wird das Gewebe seines Plans; desto voller, blühender, lebendiger wird sein Werk in der Ausführung. Glückliche Sujets, worin das Wesentlichste schon meistens beysammen ist, aus der wirklichen selbst beobachteten Welt gerissen, geben daher immer die Meisterstücke der Dichter. Sie haben hier weiter nichts zu thun, als dafs sie den schon vorhandenen Stoff von allen anklebenden Schlacken reinigen, alle unwesentlichen Theile davon abschneiden, oder wenn ihn die Kunst auch in wesentlichen Theilen nicht brauchen kann, ihn aus der Fülle eben der nahe umgebenden

Natur, wo sie ihn heraus hoben, zu ergänzen und zu verschönern suchen.

Noch schwieriger ward, in unserm Falle, das Unternehmen dadurch, dafs der Dichter aus der Geschichte der Virginie gerade das Letzte, die Katastrophe, heraus hob. Es scheint mir ausnehmend mifslich, eine so bestimmte Katastrophe von der Reihe von Umständen, woran sie in der Natur hing, los zu reifsen, und sie an eine ganz verschiedene zu knüpfen. Auf was für eine Verbindung von Umständen man auch verfallen, was für eine Gesellschaft von Charakteren man auch versammeln mag, so wird man immer, wenn man sich dem natürlichen Gange der Handlung überläfst, auf ein etwas anderes Ende damit hinaus kommen. Verschiedenheit in den Ursachen wird Verschiedenheit in die Wirkungen bringen; und nachdem sie dort wesentlich oder zufällig ist, wird sie's auch hier seyn. Am gröfsten aber scheint mir diese Schwierigkeit dann, wenn die Katastrophe so aufserordentlich, so ungewöhnlich, wie hier, ist. Ein rechtschaffener Vater durchbohrt seinem einzigen würdigen Kinde das Herz, weil er sonst kein Mittel hat, es von der Schande zu retten. Wie entsetzlich, wie einzig ist

diese That! Wer sollte nicht glauben, dafs sie nur in einem eben so einzigen Falle, unter einer eben so einzigen Verknüpfung von Umständen, habe geschehen können? Und wie kühn mufs also nicht der Dichter scheinen, der damit ganz aus jener Regierungs-Verfassung, jenen Verhältnissen und Sitten des alten Roms heraus geht, der sich dazu in einer völlig verschiedenen Welt gleich wahre Veranlassungen aufsucht, sich einen gleich bündigen Zusammenhang von Begebenheiten und Umständen erdichten will, worin die Katastrophe eben so tief und augenscheinlich gegründet sey, wie in jenen! — Wenn ich bedenke, dafs Herr Lessing so sicher der Mann war, der alle diese Schwierigkeiten fühlte, so erstaune ich über den Muth, womit er sich ihnen unterzog; und wenn ich dann sehe, bis zu welchem Grade er sie überwunden hat, so erstaune ich noch mehr über die Gröfse der Kraft, die er dazu anwenden mufste. Doch zugleich werde ich unwillig, dafs der Mann, der so sicher Genie hat, uns bereden will, er habe keines; wenn andere, die so sicher keines haben, uns durchaus wollen glauben machen, sie hätten welches.

Um den Ausspruch in meinem letzten Briefe zu rechtfertigen, werde ich die Geschichte der Virginie mit der Geschichte der Galotti vergleichen müssen. Die letztere haben Sie gewifs, und vermuthlich auch die erstere, im Gedächtnifs; oder wo nicht, so haben Sie Ihren Livius bey der Hand, um sie nachzuschlagen. Ich kann also der Mühe, sie zu wiederholen, entübriget seyn.

Livius sieht in dieser ganzen Geschichte nur Eine Schwierigkeit; er begreift nicht, mit welchem erträglichen Vorwande Appius sein gesetzwidriges Urtheil beschöniget habe. *Nudum*, sagt er, *videtur proponendum: decresse vindicias secundum servitutem.* Das kann nun freylich wohl der Geschichtsschreiber, aber nicht der dramatische Dichter sagen; und doch mögt' es dem letztern schwer werden, in der Aufsuchung eines solchen Vorwandes glücklicher als jener zu seyn. Wenn indefs der Dichter nur diese einzige Schwierigkeit überwunden hat — wozu ihm vielleicht Dionys von Halikarnafs behülflich seyn könnte — so hat er sie auch alle überwunden; nur noch diejenigen ausgenommen, die sich in Ansehung der dramatischen Form, bey Vertheilung der Handlung,

Verbindung der Auftritte u. s. w. ereignen mögten. Der Zusammenhang der Geschichte selbst ist so innig, als man ihn wünschen kann; die historische Wahrheit hat alle poetische Wahrscheinlichkeit; jede Verbesserung, die man anbringen wollte, würde Verschlimmerung werden. Es ist nichts zu ergänzen, nichts umzuändern, die ganze Arbeit besteht blos in der Entwickelung der angegebenen Characktere und Situationen.

Vergleiche ich diese Geschichte mit dem Plan der Emilie, so fällt mir nichts so schnell in die Augen, als dafs dort der Bewegungsgrund zu der schrecklichen That des Vaters zwiefach, hier nur einfach ist. Dort will nicht nur der ehrliebende Mann von strengen Grundsätzen und rauher Tugend sein Kind vor der Entehrung sichern; der freye Römer, dem Sclaverey verhafster als Tod ist, will es auch dem Elend der Knechtschaft entreifsen. In den Worten, die ihm Livius, eben da er die schreckliche That vollbringt, in den Mund legt, wird dieses letzten Bewegungsgrundes allein erwähnt: *hoc te uno, quo possum, modo, filia, in libertatem vindico*; und bey Andern, so wie auch nachher bey ihm selbst, steht er vor:

ελευθεραν δε και ευσχημονα, τεκνον, αποστελλω τοις κατα γην προγονοις. *Si liberae ac pudicae vivere licitum fuisset*, etc. . . Für Emilie Galotti darf ihr Vater nicht beydes, Sclaverey und Entehrung; Er darf nur Eins, nur das Letztere, fürchten: und so hat jene Geschichte der Virginie vor dieser der Emilie schon einen nicht verächtlichen Vortheil; denn je mehr zu einer so schrecklichen That der Bewegungsgründe sind, und je dringender jeder an sich, desto besser. — Doch so sehr wichtig ist dieser erste Vorzug noch nicht; denn allerdings kann schon der einfache Bewegungsgrund, nachdem die Situation und der Charakter ist, auf den er wirkt, völlig entscheidend werden: und ist er das wirklich, so hat man dem Dichter weiter nichts vorzuwerfen.

Aber hier zeigt sich nun, meines Erachtens, der zweyte, der grofse Vorzug der Geschichte des Livius: der Vater der Virginie hat einen völlig entscheidenden Bewegungsgrund; der Vater der Galotti hingegen nicht. — Sie werden mir das zugeben, hoff' ich, sobald Sie nur die beyden Situationen, der Virginie und der Emilie, recht scharf in die Augen fassen.

Ueber Virginien ist der letzte richterliche Ausspruch von eben dem Manne ergangen, der die höchste obrigkeitliche Gewalt in Rom hat; es ist nicht blos mehr zu fürchten, nicht blos mehr wahrscheinlich, dafs sie werde zur Sklavinn erklärt werden: sie ist es schon wirklich. Ihre Freyheit ist ohne Rettung dahin; und in Absicht auf ihre Ehre, läfst sich nicht die geringste Schonung gegen eine Sclavinn, nicht die geringste Mässigung von einem Manne erwarten, der sich im Angesichte des ganzen Roms mit so grofser Unverschämtheit betragen hatte. — Das Volk, das natürlicher Weise auf Seiten des Beleidigten und des Mithürgers war, ist auf die Drohungen des Appius schüchtern zurück gewichen: allein und verlassen steht nun auf der einen Seite Virginie mit ihren wenigen Freunden (*deserta prae da injuriae*); auf der andern der mächtige Decemvir, den sein Ansehn im Staat und seine Lictoren schützen. Schon tritt man hinzu, Virginien ihrem Tyrannen und Ehrenschänder in die Hände zu liefern; es ist der letzte entscheidende Augenblick; nur noch zwey gewaltsame Mittel, dem Spiel ein Ende zu machen, sind übrig. Der Vater mufs den Dolch entweder gegen Clau-

dius und den Decemvir, oder gegen das Herz seines eigenen Kindes zücken. — Welches von beyden Mitteln würde er wählen, wenn die Wahl ihm frey stünde? Und welches ist er gezwungen zu wählen? —

Das erste, deucht mir, beantwortet sich gleich von selbst; denn gewifs ist es natürlicher, dafs der Hirt den Wolf, als dafs er das Lamm erschlage. Die Hand des Vaters wird wider eben denjenigen gerichtet seyn, wider den schon sein Mund getobt hat: er wird lieber fremdes, als eigenes Blut vergiessen; lieber den Schuldigen, als die Unschuldige, den Bösewicht, als die Tugendhafte ermorden. Aber dieses natürliche Rettungsmittel, auf das ihn Noth und Leidenschaft gleich zuerst führen müssen, wird ihm durch die Beschaffenheit seiner Lage unmöglich gemacht. Der Decemvir, der sich, auf den Fall eines Tumults, gegen ein ganzes Volk gerüstet hatte, ist gegen die Tapferkeit eines einzelnen allzuwohl gesichert; Virginius könnte den ersten, zweyten, dritten Lictor niederstofsen: unter den Streichen des vierten würde er dennoch erliegen müssen. Diese seine Aufopferung aber, was für Nutzen würde sie für Virginien haben? Würde die Unglückliche we-

niger in Sklaverey gerathen? weniger ein Raub der zügellosen Begierden des Decemvirs werden? Es würde nicht echte Tapferkeit einer wahrhaft grofsen Seele; blinde tollkühne Wuth würde es seyn, einen so äufserst gefahrvollen und für Virginien so fruchtlosen Versuch zu wagen.

Sie erkennen also, mein Freund, dafs von den beyden gewaltthätigen Mitteln, die hier noch übrig waren, das erste, das an sich natürlichste, unmöglich gemacht wird; und eben dadurch wird nun das zweyte, das an sich unnatürlichste, natürlich. Das Leben seines Kindes ist dem Vater mehr, als sein eigenes, werth; er würde, wenn er nicht zu ihrer Rache lebte, das Messer aus ihrer Brust nur heraus reifsen, um es in seine eigene zu stürzen; nur ein Einziges ist ihm mehr werth, als alles: ihre Freyheit und ihre Ehre; es ist besser, deucht ihm, dafs er sein Kind durch den Tod, als dafs er's durch die Schande verliere. Also mit der Fassung einer wahrhaft grofsen Seele, die sich auch mitten in der schrecklichsten Situation noch besitzt, wird er auf einmal ruhig; verlangt nur, um sich von der Wahrheit der vorgegebenen Geschichte zu überzeugen, eine augenblickliche Unter-

redung mit Tochter und Amme, führt beyde, nach erhaltener Erlaubnifs vom Decemvir, seitwärts, und durchohrt der erstern mit einem Messer, das er von der nächsten Schlachtbank ergreift, das Herz. — Den vornehmsten Antrieb zu dieser That gibt ihm seine römische Vaterliebe, so grofs und so echt, als sie je in der Brust des kühnsten und stolzesten Mannes gewohnt hat; mitwirkende Ursache bey dieser That ist seine Wuth gegen den Appius, den er nun eben dadurch elend macht, dafs er ihm den Gegenstand seiner heifsesten Begierde entrückt; und die Zeit, die zwischen That und Gedanken verstreicht, ist ein einziger dringender Augenblick, über den hinaus villeicht auch die gröfste Menschenseele diese äufserste Spannung nicht würde aushalten können.

Halten Sie nun die Situation, worin der Vater der Emilie ist, gegen diese so gewaltsame, zwingende, worin Virginius war. Zugegeben für's erste, die Schande Emiliens sey vollkommen so entschieden, als Virginiens Schicksal, und es bliebe dem Vater zu ihrer Rettung nichts, als die Wahl zwischen jenen gewaltsamen Mitteln übrig: warum mufs er denn gerade das unnatürlichste wählen? warum

den Dolch nicht in's Herz des Räubers und seines nichtswürdigen Gehülfen, sondern in's Herz seines eigenen Kindes stofsen? — Freylich ist der Mann, den er dann umbringen würde, der Fürst; aber die er jetzt umbringt, ist seine Tochter; und wenn sich alle Umstände vereinigen, jene Betrachtung zu schwächen, so kommen dagegen alle zusammen, dieser den gröfsten Nachdruck zu geben. Moralisch unmöglich, scheint es, mufste die Ermordung seines Kindes dem Vater noch eher seyn, als die Ermordung des Fürsten; und äufserlich möglich ist, nach allen Umständen, das eine so gut, wie das andere. — Auch Appius war die höchste Obrigkeit Roms, und Virginius gewifs ein eben so edeldenkender Mann, wie Odoardo: gleichwohl stand er keinen Augenblick an, das Volk gegen den Tyrannen aufzuwiegeln, und würde eben so wenig angestanden seyn, wenn es ihm sonst wäre möglich gewesen, ihn zu ermorden.

Aber ist denn in der That das Schicksal Emiliens so entschieden, dafs weder dem Vater, noch ihr selbst, irgend ein andrer Weg zu ihrer Rettung übrig bliebe? Läfst nicht Odoardo zu schnell alle Hoffnung fahren, gleichsam, um dem Dichter zu Ende zu helfen?

Kann er nicht Bedenklichkeiten gegen den Aufenthalt Emiliens im Hause der Grimaldi äufsern? Kann er nicht darauf dringen, dafs sie der Aufsicht des Camillo Rota, oder irgend eines andern rechtschaffenen Mannes, deren es in Guastalla noch geben wird, anvertraut werde? Bleibt er selbst nicht frey, um Erkundigungen einzuziehen, und ist keine Möglichkeit mehr, dafs noch in der Zukunft für Emilien etwas geschehen könne? Läfst sich nichts von dem Charakter eines Fürsten hoffen, der doch noch Gefühl von Ehre hat, und Wendungen und Bemäntelungen sucht? Läfst sich, was noch mehr ist, von Emiliens Charakter nichts hoffen? Müssen nicht alle die Reden, die sie führt, selbst ihre äufserste Furcht vor ihrem Falle, den Vater weniger besorgt, als sicher machen? Mufs nicht in seiner Seele, sobald er den fürchterlichen Gedanken faſst, den er ganz durchzudenken so viel Zeit hat, jeder noch so schwache Anlafs zur Hoffnung wichtig, jedes noch so unwahrscheinliche Mittel zu anderweitiger Rettung wahrscheinlich werden? Mufs ihm nicht der Dolch, den er im ersten Augenblicke der Wuth gezückt hatte, im zweyten Augenblicke der Ueberlegung wieder entsinken? —

Ohne auf irgend eine dieser Fragen bestimmt zu antworten, wende ich mich zu dem dritten, sehr wesentlichen, Vorzuge der Geschichte des Livius; und dieser besteht darin: dafs der Bewegungsgrund, der den Vater zur Ermordung seines eigenen Kindes treibt, einen so ausnehmenden Grad von Evidenz hat. — Man darf nur wissen, was für ein elendes hülfloses Geschöpf, ohne Recht und ohne Schutz, eine römische Sclavinn war; darf den Lictor nur hinzu treten sehn, um die Unglückliche ihrem Räuber zu jedem beliebigen Mifsbrauch in die Hände zu liefern; darf nur Einen Blick auf den wehrlosen verlafsnen Virginius und dann auf den so wohl bewaffneten unerreichbaren Decemvir werfen, und man sieht schlechterdings keine Möglichkeit zu Virginiens Rettung, als durch den Tod. Man erwartet schon die schreckliche That des Vaters, indem man ihn das Werkzeug dazu ergreifen sieht, und man billiget und bewundert sie, in dem Augenblick selbst, da man davor erzittert. — Wie ganz anders verhält sich dies in der letzten Situation der Emilie! Wenn ich auch zugebe, dafs der Dichter das ganze Stück hindurch eine Menge Züge hingestreut habe, die man nur alle zusammen

nehmen, alle wohl erwägen und beherzigen dürfe, um Emiliens Schande eben so entschieden, als Virginiens Schicksal zu finden; wenn ich sogar einräume, dafs auch hinlänglicher Grund vorhanden sey, warum der Streich nicht den Fürsten, sondern Emilien trifft, so wird schon durch das Einzige, dafs beydes nicht unmittelbar in die Augen leuchtet, dafs man erst Zweifel und Einwürfe heben, sich erinnern, nachdenken mufs; schon durch dieses Einzige, sag' ich, wird die ganze Wirkung der Katastrophe vernichtet. Der Streich ist geschehen, ehe man zur Illusion gehörig vorbereitet war; und es hilft nichts, dafs man hinterher nach geschehener Untersuchung einsieht, er sey dennoch mit Recht geschehen.

Wie aber, wenn ich bisher in der ganzen Beurtheilung dieser Situation, durch die beständige Rücksicht auf den Virginius, wäre irre geführt worden? Wie, wenn ich den Italiäner zu sehr mit deutschen Augen betrachtet, und ihm einen Bewegungsgrund, den er nicht hatte, geliehen hätte? — Die wirkliche Entehrung Emiliens, könnten Sie sagen, mag noch immer unentschieden seyn, so ist doch der Verlust ihres guten Namens entschieden. Entfernung von der Welt, wie ihr

Vater ganz recht sagt, ist das Einzige, was ihr in ihren jetzigen Umständen geziemen würde. Sobald sie nach Guastalla in das Haus der Grimaldi gebracht, und in gerichtliche Untersuchung gezogen wird, so wird das Gerücht, als ob der Graf durch einen begünstigten Nebenbuhler aus dem Wege geräumt worden, bestätigt; und um Emiliens guten Ruf, so wie um die Ehre ihrer Familie ist es geschehen. — Ich will nicht untersuchen, mein Freund, welcher Bewegungsgrund der bessere, edlere sey? ob es dem Odoardo nicht mehr geziemen würde, seine Tochter wegen der befürchteten wirklichen Erniedrigung und Verderbnifs ihres Charakters aufzuopfern, als weil es ihn verdreufst, dafs die Welt so und so von ihr urtheilen werde? Ich will nicht anführen, dafs die That um desto mehr interessiren mufs, je einer gröfsern, richtigern Absicht gemäfs sie erfolgt; ich will blos fragen, ob wohl der Dichter selbst diese Erklärung könne gewollt haben? ob er durch irgend eine Rede in den letzten Scenen nur mit einiger Deutlichkeit darauf hinführe? ob nicht immer von wirklicher Entehrung und Verführung die Rede sey, ohne dafs der Schande vor der

Welt nur mit Einer Sylbe erwähnt werde? Gleichwohl denke ich, wenn der Dichter gewollt hätte, dafs Odoardo die Lage seiner Tochter so vorzüglich aus diesem Gesichtspunkte nehmen sollte, er würde mehr Sorge getragen haben, dafs auch wir in eben den Gesichtspunkt getreten wären. Er würde den Italiener eben hier, und auf eine nicht verkennbare Art, zuvor als Italiäner haben reden lassen, ehe er als ein solcher gehandelt hätte.

Wegen des zweyten Punkts, dafs der Streich nicht den Fürsten, sondern Emilien trifft, könnten Sie sagen: dafs auch hier Odoardo als ein ächter Italiäner handle. — Was wäre es, wenn er die Schande, die der Fürst auf sein Haus bringen wollte, nur dadurch zu rächen suchte, dafs er ihn nieder stiefse? Besser, dafs er ihm sein ganzes künftiges Leben verbittre, dafs er ihm diejenige, die ihm so viel Trug und Verrath, ja selbst einen Meuchelmord werth war, in dem Augenblikke selbst entreifse, da er sie am sichersten zu besitzen glaubt; dafs er ihm einen Gedanken in die Seele grabe, der ihn wachend und träumend martre, und nach einem Leben voll Angst noch die Schrecknisse seiner Todes-

stunde vermehre. — Ich will glauben, mein Freund, dafs eine Rachsucht möglich ist, die für ihre Befriedigung alles, selbst ein einziges Kind, dahin gibt; aber gewifs ist der Mensch, der ihrer fähig ist, einer der schwärzesten, verhafstesten Menschen; und doch ist es deutlich, dafs der Dichter den Odoardo vielmehr als einen edlen und hochachtungswürdigen habe schildern wollen. Wie einen ganz falschen Eindruck würde auch nun Emiliens Tod auf uns machen, wenn wir wirklich diesen Bewegungsgrund dabey erkennten, oder auch nur muthmafsen könnten! Statt des wahren tragischen Schreckens, womit uns die That des Virginius erfüllt, würde uns diese des Odoardo mit Abscheu und Entsetzen erfüllen. — Erst müfsten wir, wie in der Geschichte bey'm Livius, die völlige Unmöglichkeit erkennen, dafs Emilie anders, als durch ihren eigenen Tod sollte gerettet werden; und dann mögte sich die Wuth gegen den Verführer, eben hiedurch erst auf's höchste getrieben, mit der väterlichen Liebe vereinigen, um den Streich zu vollführen; aber, dafs bey der Möglichkeit, den Verführer selbst zu tödten, die Wuth, oder vielmehr das schrecklichste Raffinement der Rachsucht die väterli-

che Liebe ersticken und den Dolch freywillig gegen die Tochter zücken sollte; das scheint mir viel zu scheufslich und ungeheuer, als dafs es Herr Lessing gewollt haben sollte, bey dem ich auch in der That nicht die mindeste Spur davon finde.

Traum des Galilei. *)

Galilei, der sich um die Wissenschaften so unsterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen und ruhmvollen Alter, zu Arcetri im Florentinischen. Er war bereits seines edelsten Sinnes beraubt, aber er

*) *Galilei ward zweimal vor die Inquisition in Rom geladen, weil er das System des Copernicus vertheidigte, das der heiligen Schrift entgegen schien. Das zweytemal sas er lange gefangen, und in grösster Ungewissheit wegen seines Schicksals; endlich gab man ihm unter der Bedingung frey, dass er nicht aus dem Herzogthume Florenz weichen sollte. Seine wichtigsten astronomischen Entdeckungen, die er theils allein, theils mit Andern zugleich machte, sind diejenigen, deren in diesem Traume erwähnt wird. Er lebte nach seiner letzten Gefangenschaft auf seinem Landhause zu Arcetri, verlor sein Gesicht, und genoss in den letzten Jahren bis an seinen Tod der Gesellschaft des Viviani, der hernach sein Leben beschrieb, und seinen*

freute sich dennoch des Frühlings, theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der düftenden Blüthen willen, theils um der lebhaftern Erinnerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

Einst, in seinem letzten Frühling, liefs er sich von Viviani, seimem jüngsten und dankbarsten Schüler, in das Feld um Arcetri führen. Er merkte, dafs er sich für seine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz seinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weifst, sagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müssen. — Viviani setzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichsam in einer Wolke von Wohlgeruch safs, erinnerte er sich der heifsen Sehnsuht nach Freyheit, die ihn einst zu Rom, bey Annäherung des Frühlings,

Namen nie anders, als mit dem Zusatze zu unterzeichnen pflegte: Schüler des Galilei. Mit diesen wenigen Anmerkungen wird in dem nachfolgenden Aufsatze hoffentlich nichts mehr dunkel seyn. Umständlichere Nachrichten findet man in Montucla Histoire des Mathematiques, Heumanns Actis Phil. und andern bekannten Büchern. — (Man s. vor allen die Lebensbeschreibung des Galilei, von Jagemann.)

befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen seine grausamen Verfolger ausschütten, als er schnell wieder einhielt, und sich selbst mit den Worten bestrafte: Der Geist des Copernicus mögte zürnen.

Viviani, der noch von dem Traum nicht wufste, auf den sich Galilei bezog, bat ihn um Erläuterung dieser Worte. Aber der Greis, dem der Abend zu kühl und für seine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erst zurück geführt seyn, eh' er sie gäbe.

Du weifst, fing er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schicksal in Rom war, und wie lange sich meine Befreyung verzögerte. Als ich fand, dafs auch die kräftigste Fürsprache meiner Beschützer, der Medici, und selbst der Widerruf, zu dem ich mich herab liefs, noch ohne Wirkung blieben, warf ich mich einst, voll feindseliger Betrachtungen über mein Schicksal und voll innrer Empörung gegen die Vorsehung, auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannst, rief ich aus: wie untadelhaft ist dein Leben gewesen! Wie mühsam bist du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falschen Weisheit durchwandert, um das Licht zu su-

chen, das du nicht finden konntest! Wie hast du alle Kraft deiner Seele d'ran gesetzt, um hindurch zur Wahrheit zu brechen, und sie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! wie karg gegen dich selbst hast du oft die Tafel geflohen, nach der dich gelüstete, und den Becher, den du ausleeren wolltest, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge an den Arbeiten des Geistes zu werden! Wie hast du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um sie der Weisheit zu schenken! Wie oft, wenn alles um dich her in sorgloser Ruhe lag und den ermüdeten Leib zu neuen Wollüsten stärkte; wie oft hast du vor Frost gezittert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten! oder in trüben umwölkten Nächten bey'm Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen und die Welt zu erleuchten! — Elender: Und was ist nun die Frucht deiner Arbeit? Was für Gewinn hast du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers und alle Aufklärung der Menschheit? — Dafs der Gram über dein Schicksal die Säfte aus deinen Augen trocknet; dafs sie dir täglich mehr absterben, diese treusten Gehülfen der Seele;

dafs nun bald diese Thränen, die du nicht halten kannst, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden!

So sprach ich zu mir selbst, Viviani, und dann warf ich einen Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Diese Unwürdigen, rief ich, die in geheimnifsreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdiges Gewand ihre Laster hüllen, die zur schnöden Ruhe für ihre Trägheit sich menschliche Lügen zu Aussprüchen Gottes heiligten, und den Weisen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden schlagen, dafs nicht sein Licht sie in ihrem wollüstigen Schlummer störe; diese Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüste und das Verderben der Welt sind: wie lachen sie in ihren Palästen des Kummers! wie geniessen sie in unaufhörlichem Taumel des Lebens! wie haben sie dem Verdienste alles geraubt; auch das heiligste seiner Güter, die Ehre! wie stürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das sie um die Frucht seiner Aecker betrügen, und sich Freudenmahle von dem Fett seiner Heerden und dem Most seiner Trauben bereiten! — Und du, Unglücklicher, der du nur Gott und deinem Berufe lebtest; der du nie in deiner Seele eine Leidenschaft aufkommen liefsest,

als die reinste und heiligste, für die Wahrheit; der du, ein besserer Priester Gottes, seine Wunder im Weltsystem, seine Wunder im Wurm offenbartest, mufst du jetzt auch das Einzige missen, wornach du schmachtest? das Einzige, was selbst den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben ist — Freyheit? Welches Auge wacht über die Schicksale der Menschen? Welche gerechte, unpartheyische Hand theilt die Güter des Lebens aus. Den Unwürdigen läfst sie alles an sich reifsen; dem Würdigen alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einschlief; und alsbald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er stand, und betrachtete mich mit stillschweigendem Wohlgefallen, indefs mein Auge voll Verwunderung auf seiner denkenden Stirne und den silbernen Locken seines Haupthaares ruhte. Galilei! sagte er endlich: was du jetzt leidest, das leidest du um Wahrheiten, die ich dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freyheit gerettet — Du bist Copernicus! rief ich, und schlofs ihn, noch eh' er mir antworten konnte, in meine Arme. — O sie sind süfs, Viviani, die

Verwandtschaften des Bluts, die schon selbst die Natur stiftet; aber wie viel süfser noch sind Verwandtschaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als selbst die Bande der Bruderliebe, sind die Bande der Wahrheit! Mit wie seligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungskreises, der erhöheten Seelenkraft, der freyen Mittheilung aller Schätze der Erkenntnifs, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit herein tritt!

Siehe! sprach nach erwiederter Umarmung der Greis: ich habe diese Hülle zurück genommen, die mich ehemals einschlofs, und will dir schon jetzt seyn, was ich dir künftig seyn werde — dein Führer. Denn dort, wo der entfesselte Geist in rastloser Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort ist die Ruhe nur Tausch der Arbeit: eignes Forschen in den Tiefen der Gottheit wechselt nur mit dem Unterricht, den wir den spätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erste, der einst deine Seele in die Erkenntnifs des Unendlichen leitet, bin Ich. — Er führte mich bey der Hand zu einer niedergesunkenen Wolke, und wir nahmen unsern Flug in die unermefsliche Weite des Himmels. Ich sah hier den Mond, Viviani, mit seinen Anhöhen und Thälern, ich sah die

Gestirne der Milchstrafse, der Plejaden, und des Orion; ich sah die Flecken der Sonne, und die Monden des Jupiters: alles, was ich hienieden zuerst sah, das sah ich dort besser mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich selbst, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menschenfreund unter seinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durcharbeitete mühvolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückseligkeit, an einer Glückseligkeit, die der nie fühlen kann, der leer an Erkenntnifs in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, Viviani, auch nicht in diesem zitternden Alter, aufhören, nach Wahrheit zu forschen: denn wer sie hier suchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hin hlickt; aus jeder bestätigten Einsicht, aus jedem vernichteten Zweifel, aus jedem enthüllten Geheimnifs, aus jedem verschwindenden Irrthum. — Siehe! ich fühle dies alles in jenen Augenblicken der Wonne; aber auch nur dies Einzige, dafs ich es fühle, ist mir geblieben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückseligkeit in dem Meer ihrer aller.

Indem ich so sah und staunte, und mich in Dessen Gröfse verlor, der dies alles voll

allmächtiger Weisheit schuf, und durch seine ewig wirksame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Gespräch meines Führers zu noch höhern Begriffen. — Nicht die Gränzen deiner Sinne, sagte er, sind auch die Gränzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir herüber schimmert: noch viele tausende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im endlosen Aether; und jede Sonne, wie jede sie umkreisende Sphäre, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen konnten, da wallen Wesen! nicht eine Spanne blieb in der ganzen Unermeſslichkeit des Unendlichen, wo der sparsame Schöpfer nicht Leben hin schuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben; und durch diese ganze zahllose Mannigfaltigkeit von Wesen hindurch herrscht, bis zum kleinsten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung; ewige Gesetze stimmen alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten. —

Zwar, was sag' ich dir das schon izt, Galilei? Denn diese Seligkeiten fafst doch ein Geist nicht, der, noch gefesselt an einen trägen Gefährten, in seiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und sich schon zum Staube zurück gerissen fühlt, wenn er kaum anfing, sich zu erheben!

Er mag sie nicht fassen, rief ich, diese Seligkeiten, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle; aber gewifs, er kennt sie, Copernicus, nach ihrer Natur, ihrem Wesen. Denn welche Freuden schafft nicht, schon in diesem irdischen Leben, die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, schon in diesen sterblichen Gliedern, ein Geist, wenn es nun anfängt in der ungewissen Dämmerung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntnifs aufgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, voll unendlicher Schönheit! — Erinnre dich, der du selbst so tief in die Geheimnisse Gottes schautest und den Plan seiner Schöpfung enthülltest; erinnere dich jenes Augenblicks, als der erste kühne Gedanke in dir herauf stieg, und sich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzu drängten, ihn zu fassen, zu bilden, zu ord-

nen; erinnre dich, dafs nun alles in herrlicher Uebereinstimmung vollendet stand, mit wie trunkener Liebe du noch einmal das schöne Werk deiner Seele überschautest, und deine Aehnlichkeit mit dem Unendlichen fühltest, dem du nachdenken konntest! — O ja, mein Führer! Auch schon hienieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sie's nicht; warum säh'n wir aus ihrem Schoose so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — —

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde gesunken, und liefs sich jetzt, wie es mir deuchte, auf einen der Hügel vor Rom nieder. Die Hauptstadt der Welt lag vor uns; aber voll tiefer Verachtung streckt' ich aus meiner Höhe die Hand hin, und sprach: Sie mögen sich grofs dünken, die stolzen Bewohner dieser Paläste! weil Purpur ihre Glieder umhüllt, und Gold und Silber auf ihren Tafeln das Kostbarste beut, was Europa und Indien tragen! Aber, wie der Adler auf die Raupe im Seidengespinnst, so sieht auf diese Blöden der Weise herab; denn sie sind Gefangene an ihrer Seele, die über das Blatt nicht hinaus können, an dem sie kleben: indefs der freye Weise auf seine Höhen tritt und die Welt überschaut, oder sich auf Flügeln der

Betrachtung hinauf zu Gott schwingt, und unter Sternen einher geht.

Da ich so sprach, Viviani, da umwölkte sich mit feyerlichem Ernst die Stirn meines Führers; sein brüderlicher Arm sank von meinen Schultern herab, und sein Auge schofs einen drohenden Blick bis in's Innerste meiner Seele. — Unwürdiger! rief er: so hast du sie schon anf Erden gefühlt, jene Freuden des Himmels? hast deinen Namen herrlich gemacht vor den Weisen der Nationen? hast sie alle erhöht, deine Seelenkräfte, dafs sie bald freyer und mächtiger fortwirken im Erkenntnifs der Wahrheit eine Ewigkeit durch? Und nun dich Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienst werden soll, und dein Herz sich mit Tugenden schmücken, wie dein Geist mit Erkenntnifs: nun ist es ohne Spur vertilgt, das Gedächtnifs des Guten, und deine Seele empört sich wider Gott? — — Hier erwacht' ich von meinem Traum, sah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängnifs zurück geworfen, und überschwemmte mit einer Fluth von Thränen mein Lager. Dann erhob ich, mitten durch die Schatten der Nacht, mein Auge, und sprach: O Gott voll Liebe! Hat das Nichts, das durch

dich Etwas ward, deine Wege getadelt? Hat der Staub, dem du Seele gabst, hat er auf die Rechnung seiner Verdienste geschrieben, was Geschenke deiner Erbarmung waren? Hat der Unwürdige, den du in deinem Busen, an deinem Herzen nährtest, dem du so manchen Tropfen Seligkeit reichtest aus deinem eigenen Becher; hat er deiner Gnaden und seiner Vorzüge vergessen? — Schlage sein Auge mit Blindheit! lafs ihn nie wieder die Stimme der Freundschaft hören! lafs ihn grau werden im Kerker! Mit willigem Geist soll er's tragen, dankbar gegen die Erinnerung seiner genossenen Freuden, und selig in Erwartung der Zukunft! —

Es war meine ganze Seele, Viviani, die ich in diesem Gebete hingofs; aber nicht das Murren des Unzufriednen, nur die willige Ergebung des Dankbaren hatte der Gott vernommen, der mich zu so viel Seligkeit schuf. Denn siehe! ich lebe hier frey zu Arcetri, und nur heute noch hat mich mein Freund unter die Blumen des Frühlings geführt.

Er tappte nach der Hand seines Schülers, um sie dankbar zu drücken; aber Viviani ergriff die seinige, und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

Der Aetna. *)

Ein Malteserritter von der neuen Ordenszunge in Baiern, der Graf von S * *, machte aus seiner Reise der Pflicht nach Valetta eine Reise des Unterrichts und Vergnügens, und nahm auf seinem Wege dahin die vornehmsten Merkwürdigkeiten Italiens und Siciliens in Augenschein. Ein Tagebuch dieser Reise, das er an seinen Freund in München, den Freyherrn von Th * *, überschrieb, empfiehlt sich durch genauere Schilderung mancher noch nicht genug beachteten Werke der Natur und Kunst,

*) *Wenn der Werth dieses Aufsatzes in seinem beschreibenden Theile läge, so würde er für diejenigen sehr geringe seyn, die an der Richtigkeit der Erzählung von Bridone zweifeln. Es ist sehr sichtbar, dass beyde Briefsteller genau zusammen stimmen, und es wird eben kein Oedip erfordert werden, um das Räthsel dieser Zusammenstimmung zu lösen.*

vorzüglich aber durch die überall eingestreuten, meistens philosophischen Betrachtungen. Ich habe Erlaubnifs, von folgender Stelle, die aus einem von Catania datirten Briefe gezogen ist, öffentlichen Gebrauch zu machen.

«— Von Nicolosi aus, ging jetzt die Reise über weite Strecken wüste liegender Lava, und war sehr unangenehm und beschwerlich. Hie und da eine Aussicht in ferne blühende Thäler, und auf schön bekränzte Hügel; aber wir waren unfähig, sie zu geniefsen: die Natur litt zu sehr über die ertödtende Hitze, die durch keinen Aushauch von Pflanzen gemäfsigt, durch keinen wohlthätigen Schatten eines Baums auch nur einen Augenblick gemildert ward. Endlich, da wir uns der zweyten waldichten Region des Aetna näherten, flatterten uns dann und wann kühle Lüftchen entgegen, mit erquickenden Wohlgerüchen geschwängert; und wie sehnsuchtsvoll eilten wir nun jenem lieblichen Dunkel zu, das uns so einladend entgegen winkte! In der Erwartung liegt sonst immer mehr, als in der Erfüllung, oder langes Schmachten des Bedürfnisses erhöht auch den Werth des Ersehnten unmäfsig; aber hier, mein Freund, war es anders: wir betraten kein blofses Juan Fernandez, das nur

durch seinen Absatz mit der verlafsnen öden Wüste des Meeres ein Paradies geschienen hätte, sondern in der That einen Garten Eden.»

«Und dieses entzückende Eden, mit Bäumen von dem wollüstigsten Wuchse, auf deren Zweigen überall sangreiche Vögel hüpfen, mit den mannigfaltigsten lieblichsten Blumen und den balsamischten Kräutern überpflanzt; auf welchem Grunde, glauben Sie, dafs die Hand der Natur es angelegt habe? — Eben auf jener verglühten Lava, die vor Zeiten Verderben und Entsetzen verbreitete, und die nun, nach einer Folge von Jahrhunderten, zu dem fruchtbarsten Boden der ganzen weiten Erde geworden. — Diese Umschaffung verderblicher Feuerströme zu Paradiesen; sollte sie nicht ein eben so geheiligtes Bild von dem Gebrauche werden, den die Vorsehung früher oder später vom Bösen macht, als es der Schmetterling, der aus seinem Grabe hervor geht, von der Unsterblichkeit der Seele geworden.»

«Wir hatten noch einen sehr weiten Weg bis zur Geifshöhle, dem gewöhnlichen Nachtlager, vor uns; aber wir konnten doch unmöglich der Versuchung widerstehen, unsre Maulthiere zu verlassen, und auf dem weichen buntfarbigen Teppich der Blumen zu ru-

hen. Der Wein, den unser mitgenommener Vorrath hergab, löschte bald unsern Durst; alle unsre Sinne waren gestärkt und wacker: der Geist des Gesprächs und des Lachens, der uns so ganz schien verlassen zu haben, kam mit neuer Munterkeit wieder; und wir fühlten uns gewifs auf dieser herrlichen Naturscene nicht minder glücklich, als der Mensch in seiner ursprünglichen Unschuld. Auch war in der That unsre Reise so unschuldig, und ich darf sagen, so fromm; es war eine Art von heiliger Wallfahrt: nicht um abergläubisch Sünden zu büfsen, die nur ein künftiges besseres Leben austilgt, sondern um den ewig liebreichen Vater der Natur, in dem weitesten Blick auf seine unaussprechlich herrliche Schöpfung, zu geniefsen und zu bewundern. »

«Doch so wollüstig auch unsre gewählte Lagerstätte war, so verliefsen wir sie bald ohne Reue; denn, wie auf Verabredung, riefen wir alle mit Einer Stimme: Weiter! weiter! Dieses Weiter blieb die Losung, so lange es die Höhe hinan ging: die Erwartung noch schönerer Scenen, die vor unsrer Einbildung schwebten, spornte uns bald von jedem reizenden Anblick hinweg, und selbst der rei-

zendste konnte uns nicht über Minuten fesseln. — Jetzt waren wir an der Höhle angelangt, auf deren dürrem Laube wir ruhen, und zur Fortsetzung der Reise die Mitternachtsstunde erwarten wollten. Aber so einzige, so entzückende Aussichten um uns her, wie wär' es möglich gewesen, uns vor dem vollen Anbruch der Dunkelheit einer trägen Ruhe zu überlassen? So wie ich mich fühlte, war ich noch nie bey der aufgehenden Sonne so wach und heiter gewesen, als ich jetzt bey der untergehenden war. Unsre ganze Gesellschaft schweifte umher, der eine hierhin, der andre dorthin; und mich besonders führte mein Weg auf einen der nahe liegenden Berge, vielleicht eben denjenigen, dessen Aussicht der brittische Reisende mit so viel Entzücken beschreibt. Er hatte wohl Ursache zu diesem Entzücken: denn die unsägliche Mannigfaltigkeit von Gegenständen, die sich hier auf einmal dem Blicke aufschliefst, ein Tempe Griechenlands und eine thebaische Wüste, auf eine einzige Fläche gezeichnet, und beyde durch ihren schneidenden Gegensatz einander so mächtig hebend; hier Elisium, mit unzähligen Wohnsitzen durchflochten, und von Gewässern durchströmt, die sich hundertfach in schöner

Unordnung schlängeln; dort Ruinen ehemals blühender Städte und prachtvoller Tempel, die jetzt ihr sinkendes Haupt an der meilenlangen, eisenfarbigen, felsenharten Lava hervor strekken — ein trauriges Denkmal der Vergänglichkeit irdischer Pracht! — dann wieder das gränzenlose, die krummen Ufer bespülende Meer, mit hie und da einem Eiland; die bald sandigen, bald felsigen, bald fruchtbaren Küsten, von unzähligen Segeln, wie von Bienen umschwärmt — und was soll ich das grofse, nie zu vollendende Bild bis in seine kleinern Partiien zeichnen? — alles dies macht auf die Seele den tiefsten und zugleich den sonderbarsten Eindruck: einen Eindruck, wovon sich die Wollust dem nicht mittheilen läfst, der nie selbst etwas Aehnliches fühlte. Die Phantasie, welche die Lustgärten der Feen so reizend und die Wildnisse der Hölle so schrecklich schuf, hat noch nie ein Gemälde hervor zaubern können, wie es hier die grofse Künstlerinn, die Natur, dem erstaunten Auge so frey und so unnachahmlich hinwirft.» —

«Nach so viel Genüssen eines einzigen Tages, mein Freund, und jetzt noch zum Beschlufs eine Wollust schmeckend, wie Tausende sie in ihrem ganzen Leben nicht ein-

mal ahnen, vielweniger fühlen: hätt' ich da noch fortfahren sollen zu wünschen? Hätt' ich nicht zufrieden nach meiner Höhle kehren, und die Begierde nach Mehr wenigstens bis auf morgen versparen sollen? Aber kaum war mein Auge von dem unendlich schönen Anblick nur halb gesättigt, so wandt' es sich schon gegen die schneebedeckte Kuppe des Aetna, die sich noch Millien weit über mir empor hob. — Wenn schon hier, dacht' ich, auf der Hälfte der Höhe, dieser Blick in die Natur hinab so grofs und so herrlich ist, wie mag es erst dort, am Rande jenes furchtbaren Schlundes seyn, wo auch im Rücken kein Gebirge mehr irgend eine Gegend Siciliens, oder des Meers, oder des Himmels verbaut, wo alle benachbarten Höhen bis zu Maulwurfshügeln verschwinden, und vielleicht der stolze Gesichtskreis sich bis an die Wohnung des Berbern hin, bis hin an die Ufer eines fremden Weltkreises erweitert? — Ich verlor mich in der Fülle und Majestät dieser Bilder, die meine Phantasie um so leichter und kühner entwarf, da schon von dem wirklichen Genufs meine Sinne so trunken waren; und nun, in der zunehmende Hitze meiner Begeisterung, ward jeder Gedanke zum lauten Worte. — O, rief

ich aus: wenn nicht dort so wilde, so ungezähmte Orkane ras'ten; wenn nicht dieser traurige, unfruchtbare, ewige Winter den Gipfel unwohnbar machte, nicht Feuerfluthen und Schwefeldämpfe und Aschengüsse und empor geschleuderte Felsenstücke jeden Augenblick mit Tod und Verderben drohten; — dort eine Warte zu bauen! dort auf dieser Spitze Siciliens und Europens, im ungesättigten Anschauen einer so überherrlichen Schöpfung. Sinne und Herz zu erquicken, und auf die Thorheiten der Menschen hinab zu sehen, wie die Gottheit von ihrem Himmel darauf hinab sieht: welch ein Gedanke! welch ein grofser stolzer Gedanke! Und mufs er denn mehr nicht, als das; mufs er nur Gedanke, nur Traum seyn?»

«Ich hatte hohe Zeit, mich zu mäfsigen, und meinem Entzücken Gränzen zu setzen; denn schon brach die Dämmerung an, und nur eben mit ihrem letzten Schimmer fand ich mich zu meiner Höhle zurück. Meine Gefährten waren über mein Ausbleiben schon alle in Unruhe; sie riefen so oft und so laut, dafs es ihnen unmöglich werden mufste, meine Antwort zu hören. — Wir begaben uns jetzt unverzüglich zur Ruhe, und setzten dann unsere Reise zwar etwas später fort, als wir

gewollt hatten, aber doch noch frühe genug, um bey'm Aufgang der Sonne auf dem Gipfel zu seyn. Die rings umgebende, vom Sternenlicht nur sehr sparsam erhellte Finsternifs, das dann und wann vernommene dumpfe hohle Aechzen des Berges, das vom Winde geschüttelte Waldlaub, die steilen Felsenstücke, die unsre Maulthiere mit langsamem, bedächtigem Schritt hinan keuchten; und was nun noch unsre aufgereizte, zu Schreckbildern gestimmte Phantasie hinzu that: die unermefslichen Höllenschlünde, über denen vielleicht dieses ganze kolossalische Gebirge nur eine leicht hingewölbte Brücke von schon baufälligen Bögen ist; diese Eindrücke und diese Bilder hielten uns Alle in schweigender Furcht, und übergossen uns mit eiskalten Schaudern. Aber noch unendlich schlimmer ward dieser Zustand, als plötzlich der Cyklop, unser Führer, uns zurief: er verliere den Weg; er fürchte, uns an Oerter zu führen, von denen wir in unabsehliche Tiefen stürzen könnten; er beschwöre uns, so lieb uns das Leben sey, keinen Schritt weder vor- noch rückwärts zu thun. Wir mufsten also, ungewifs, ob nicht am Rande der Vernichtung, auf unsern Maulthieren halten; ohne Muth, nur ein Glied zu bewegen,

ohne Muth, auch nur Athem zu schöpfen: in einer Lage, deren Peinliches und Grauenvolles zu schildern ich keine Worte habe. Nur zu sehr erkannten wir, als die Dämmerung sich endlich einstellte, die Wirklichkeit unsrer Gefahr, aber auch zugleich die Mittel, ihr auszuweichen; wir erstiegen glücklich die Höhe, und unser Entzücken war gränzenlos, obgleich die beste unsrer Hoffnungen leider dahin war; die schöne Hoffnung, früher, als der erste Strahl der Sonne, auf dem Gipfel zu seyn, und in dem grofsen Concerte der ganzen sie begrüssenden Natur die ersten Stimmen zu werden.»

«Eben dafs dieses fehlschlug, zeigt mir den Gedanken als völlig thöricht, in der Beschreibung der Aussicht vom Aetna mit dem Britten zu wetteifern; denn gerade das Schönste, Hervorstechendste, Herrlichste seiner Schilderung würde der meinigen fehlen. Indessen trauern Sie über den Verlust, den Sie hiedurch erleiden, nur nicht zu sehr; an einer Schilderung durch blofse Worte, und wenn sie von der ersten Meisterhand käme, ist bey Gegenständen dieser Art immer so wenig, so nichts verloren. Selbst sich aufzumachen, selbst den Aetna zu erklettern, ist der hohe, aber billige Preis, wofür man einen der ersten

Genüsse des Erdenlebens, und ein Bild für die Phantasie ersteht, das alle übrigen Bilder nicht blos niederschlägt, sondern sie auslöscht. Die Natur ist in ihrer Einrichtung gerecht: sie will nicht, dafs der Gemächliche, der auf den weichen Polstern seines Ruhebettes blieb, und den dringendsten Bitten seines Freundes, auch auf dieser Reise ihn zu begleiten, so hartnäckig widerstand; sie will nicht, dafs er die Wonne des Unternehmenden theile, der den mühevollen Weg über Alpen und Apenninen entschlossen antrat, dem Gifthauch der pontinischen Sümpfe und dem tödtlichern des Sirocco Trotz bot, sich in die Nähe der berüchtigten Scylla wagte, und jetzt weder Hitze noch Frost, weder Gefahr noch Ermüdung scheute, um an einen Gipfel hinan zu klimmen, der von jeher das Erstaunen der Welt war.»

«Aber — frag' ich mich jetzt so oft, indem ich den Berg, auf welchen meine Fenster die Aussicht haben, betrachte — ist es möglich, dafs ich mit dieser Zufriedenheit mich wieder hier in Catania finde? dafs die am Vorabende der Ersteigung so glühende, sich selbst so unauslöschlich dünkende Begierde bis zu diesem Grade der Kühle gedämpft ist? dafs ich jenen Standort, auf dem ich so viel Selig-

keit hoffte, und so viel Seligkeit fand, mit dieser — — nicht Gleichgültigkeit; denn nie werd' ich ohne Wonne der dort verlebten Stunden gedenken, und so oft meine Einbildung schwärmt, wird sie am liebsten auf jene Höhn schwärmen; aber mit dieser Stille, diesem Gleichgewichte der Seele, anblicken kann? Wahrlich! wenn jetzt die Warte gebaut stände, die ich mir dort zum ewigen Sitze wünschte, wenn kein Schnee und kein Eis sie bedeckte, kein Sturm sie umheulte, kein hervor brechender Lavastrom sie bedrohte; ja, wenn der Weg hinan so gefahrlos und leicht würde, wie auf unsere vaterländischen Hügel, ich würde dennoch — — etwa nie sie betreten? nie in der unaussprechlich grofsen Ansicht mich wieder verlieren, und den erhabenen Schöpfer in seiner Schöpfung anbetend bewundern? — o wie oft noch! wie oft! und immer mit erneuerter Wollust! Aber sie wirklich zu meinem Wohnsitze zu erwählen? mich ganz und gar in die Herrlichkeit der grofsen Ansicht versenken, und nur für sie leben, in ihr ruhen, an ihr genug haben wollen? — Nein, mein Freund! so hat der Schwärmer einmal geschwärmt; und so kann er ewig nicht wieder schwärmen. Noch war ich, bey der

natürlichen Hitze meines Bluts, vor Frost nicht erstarrt; noch trieb mich keine Furcht den Augenblick meiner Rückkehr zu weit hinaus zu setzen, vom Gipfel; noch schreckten mich keine Auswürfe des so stillen, seine Dämpfe so ruhig hinab wälzenden Kraters. Anfang von Ersättigung war's, allmähliches Schwinden gestillter Begierden war's, was den übrigen zu matten Antrieben Kraft gab, was mich, zwischen Wollen und Nichtwollen, zwischen Vorsatz und Reue, von den Eisfeldern hinab in den Wald, in die Frühlingsthäler, in die Mauern von Catania brachte. »

« Und so hätt' ich denn auf jener gesegneten Höhe, aufser dem herrlichsten Bilde für die Phantasie, auch noch eine der wichtigsten Wahrheiten für den Verstand erbeutet, oder wenn nicht sie selbst, diese Wahrheit, da ich sie in der That schon hatte, wenigstens eine Ansicht, eine Ueberzeugung von ihr, wie sie auf keinem andern Standpunkt so leicht mögte gewonnen werden. Fragen Sie, wen Sie wollen, den Schlemmer, den Wüstling, den Denker, den Tugendfreund, um das Erste und Höchste in jeder Gattung: um den lieblichsten Gaumenkitzel, die bezauberndste Schönheit, die einnehmendste der Erkenntnisse, die ent-

zückendste der Empfindungen; und Alle werden mit ihren Antworten anstehen, werden schwanken, zurück nehmen, bessern. Aber fragen Sie den Freund schöner Natur, der, von glühender Liebe für sie getrieben, fast ganz Europa durchstrich, und Helvetiens und Nordens romantischte Ansichten kennt: fragen Sie ihn um den weitesten, erhabensten, stolzesten Blick auf die Schöpfung, und ohne Bedenken wird er Ihnen antworten: es gibt nur Ein Sicilien, und nur Einen Blick von dem Aetna. — Wie? und auch dieses Erste, Einzige eines ganzen Welttheils konnte den lüsternen Späher nicht fesseln? nicht so ihn fesseln, dafs es ihm den Wunsch nach stetem ungestörtem Genusse entlockte? Welcher andere Blick, von welchem Pico, welchem Ophyr,*) welchem Riesen Peru's oder Chili's herab, wird ihm dann diesen Wunsch entlocken? — Keiner, keiner, mein Freund! Denn eben das ist's, wovon der erstiegene Aetna mir eine so tiefe, lebendige Ueberzeugung gab: dafs nicht Haben und nicht Besitzen

*) *Ophyr heist ein Berg in Sumatra, der, nach einer Berechnung von Marsden, so viel höher als der Pico ist, dass er, nächst dem Montblanc, der höchste der alten Welt seyn würde.*

des Menschen Seligkeit macht, sondern Streben, Erreichen »

« Aber, läfst sich hier fragen: warum wähnt denn gleichwohl der Mensch, wenn er irgend einem höhern ersehntern Ziele zustrebt, dafs er, dort angelangt, ruhen, dafs keine Leidenschaft weiter ihn dem Schoose der Zufriedenheit entlocken werde, in welchem schon jetzt die Hoffnung ihn zu so süfsem, so erquickendem Schlummer bettet? Weil die Begierde, so lange sie währt, ihm für keinen andern Gegenstand Sinn läfst, als für den ihres Strebens; weil die Phantasie diesem Gegenstande eine Schönheit, Fülle, Liebenswürdigkeit leiht, wie er sie in der Wirklichkeit niemals hat; weil auch selbst die Vernunft wenigstens darin einstimmt: dafs die Idee voller Seligkeit nicht in dem Gefühle des Mangels liegt, welches uns in Thätigkeit setzt, nicht in der Mühe und Arbeit, welche diese Thätigkeit kostet, sondern allerdings im Besitz, in der Ruhe. Aber, setzt die Vernunft, wenn man sie aushört, hinzu: eben darum ist diese Seligkeit nicht für dich, Endlicher, der du bey unbeschränktem Triebe immer in so beschränktem Kreise wirkest, und zum Schöpfen aus dem Strome, dessen ganze Fülle dei-

nem Durst kaum genügt, nur den Becher des Augenblicks hafst, der nie mehr als einzelne dürftige Tropfen auffafst; sie ist einzig für Den, der vor seinem Blick alle Möglichkeit sieht, und in seiner Hand alle Wirklichkeit trägt, dessen Unermefslichkeit keine Erweiterung, dessen Ewigkeit keinen Zusatz gestattet. Du, in deiner Endlichkeit, deiner Beschränktheit, der du des erreichbaren Guten immer so viel mehr siehst, als des erreichten; wie könntest du anders, als Wünsche auf Wünsche erzeugen? als Bestrebungen an Bestrebungen reihen? als unablässig an den Schranken drängen, die dich umgeben, und nie zufrieden mit dem Raume, den du gewannst, nur an seiner Erweiterung arbeiten, nur im Gelingen dieser Erweiterung deine Zufriedenheit finden? und dafs doch ja dieser Trieb deiner Natur nicht matt werde, still stehe, ersterbe! Er ist für deine Glückseligkeit das, was für dein Leben der Herzschlag. Jene Seelenleere, die der nichts mehr wünschende, nichts mehr hoffende Mensch empfindet, ist der traurigste aller denkbaren Zustände, mehr zum Selbstmorde hinneigend, als die drückendste Sorge oder der peinlichste Schmerz; denn in Sorge und in Schmerz offen-

bart sich ein Gut, das höchst anlockend, höchst begehrungswürdig ist, und also die Seele in Wirksamkeit, das Leben in Werth erhält: die Erlösung. »

« Ich blicke auf meine Aetnareise zurück, und ich finde diese Aussprüche der Vernunft nicht allein bestätigt, sondern auch in's Licht gesetzt und erweitert. — Gewifs waren die Tage, da ich den Berg erstieg, die mühevollsten, beschwerlichsten meines Lebens; das empfind' ich noch jetzt an dieser Trägheit, dieser Steifheit und Zerschlagung der Glieder, die ich zwar nach jeder Bergreise mehr oder minder, aber noch nie so stark oder so anhaltend empfand. Doch wie nichts war mir alle Beschwerde gegen das grofse Ziel, dem sie mich näher brachte, und wie belohnt ward sie mir, schon durch die süfsen Augenblicke des Ausruhens; in dem schattigten Walde hinter der Lava von Nicolosi, auf dem himmlisch schönen Berge in der Nachbarschaft unsrer Ruhestätte! Das Andenken dieser Augenblicke wird mir nie aus der Seele weichen, und sehr oft werd' ich aus dem Schoose der Ruhe, die ich mir als das Glück meines Alters träume, auf sie zurück sehen, um durch Erinnerung ehemaliger Freuden den Abgang von ge-

genwärtigen zu ersetzen. Aber wenn ich sie nun näher erforsche, diese Augenblicke, um das eigentlich Anziehende in ihnen gewahr zu werden; war es nicht mehr der Blick in die Zukunft, als die Empfindung der Gegenwart, mehr das innere ruhige Fortstreben der Phantasie als die Pflege und Erquickung der Sinne, was ihnen den höhern, den empfindlichern Reiz gab — Als ich auf jenem schwellenden Rasen, unter Blumenduft und Nachtigalltönen, mir den Schweifs von der Stirne trocknete, und den lechzenden Gaumen mit süfsem Nektar erfrischte; labte mich da nicht mehr, als der Nektar selbst, der Gedanke: so viel Mühe schon überstanden! so viel Wegs schon gewonnen! so viel schon näher dem grofsen Ziele! War nicht das: Weiter! Weiter! womit wir uns so schnell wieder aufrafften und auf unsre Maulthiere zurück warfen, ein lautes Zeugnifs, wie viel schwächer uns die Gegenwart fest hielt, als die Zukunft anzog? wie viel mehr Antheil an der Fröhlichkeit, die unter uns herrschte, die Hoffnung hatte, als die Empfindung? — Und auf dem wonnevollen Berge in der Nähe der Geishöhle; war es nicht mehr das über, als das unter mir, der Blick zur Kuppe hinauf, als in die Ebne

hinab, mehr was kommen sollte, als was schon war, wodurch ich meine Brust so erweitert, meinen Geist so gehoben fühlte? würd' ich, wenn ich mehr mit dem Sinne genossen, als mit der Phantasie geschwärmt hätte, die einbrechende Dämmerung nicht beachtet, die Nothwendigkeit der Rückkehr nicht erwogen, meinen wartenden Gefährten die Unruhe nicht erspart haben, die ihnen mein Ausbleiben machte? »

«Doch noch lauter, als diese schönen Augenblicke der Reise, zeugt von dem steten Vorwärtsstreben der Seele jener schreckliche Augenblick, wo der Ruf des Cyklopen uns so fest auf unsre Maulthiere bannte, dafs auch Stimme und Athem in unsrer Brust, und selbst der Gedanke in unsrer Seele still stand. Freylich war das erste Schreckbild, das uns hier vorschwebte, der Tod, dieses volle schleunige Abreifsen alles Bewufstwerdens, Fortgehens, Strebens, und eben darum das schwärzeste und gefürchteste unter den Uebeln. Aber auch bey wiederkehrender Fassung, als wir uns zwar vom Tode gerettet, doch immer noch in der Nothwendigkeit dachten, jede Hoffnung des Weitergehens aufzugeben, und zufrieden mit der schon erreichten Höhe an den Fufs des Berges zurück

zu kehren: wie wenig wollte sich diese Zufriedenheit finden! wie hielten wir unsre ganze Aetnareise für so vereitelt, verloren, verunglückt! Und doch hatten wir Undankbaren schon æinen der frohesten, seligsten Tage gelebt, hatten mit gierigem entzücktem Auge der reichsten, eigensten, mannigfaltigsten Schönheiten schon so viele verschlungen! Aber das lag nun einmal hinter uns, und war nichts; nur was vor uns lag, und was ein neidisches, feindseliges Geschick uns zu nehmen drohte, war Alles.»

«Aber, hör' ich Sie sagen: Sie erreichten doch endlich die Höhe, und als nun mit dem letzten Fufstritt, der sie erstieg, alles Weiterdringen gehemmt war, und Sie nichts mehr über sich sahen, als Luft und Aether; war denn da mit der Begierde, die hier freylich ersterben mufste, auch Ihre Wonne dahin? — Sie war, wie ich, auf dem Gipfel! — Ich gestehe Ihnen, mein Freund: dieses Erreichen eines lange ersehnten, mühsam errungenen Zieles, das sich des Sehnens und des Erringens durch seine Vortrefflichkeit werth zeigt; dieses erste Umschlingen eines ganzen Reichthums von Schönheit, der jetzt in der Wirklichkeit selbst, wie vorher in der Phantasie, mit Unerschöpflichkeit täuscht: dieses augenblickliche

Stillestehen und Verweilen der überraschten, fast über ihre Kräfte erhöheten und erweiterten Seele: — es ist ein Annähern an die Freuden der Gottheit, ein kurzes, flüchtiges Berühren jener Seligkeit in allumfassender Ruhe; ein Kufs, mögte ich sagen, den die Zeit der Ewigkeit raubt. Aber falsch ist's, dafs die Begierde so schnell ersterbe, oder der Fortgang so frühe gehemmt werde. Jene war nicht auf Mühe und Schweifs des Strebens, nur auf Wonne des Genusses gerichtet; und Genufs ist für Menschen nicht Ruhe, Stillestand, Schlaf: es ist dauernder, aber ungehinderter, leichter, wollüstig sanfter Fortgang von einem Bilde, einer Empfindung zur andern. Die aus ihrem Wonnetaumel erwachte Seele schwärmt entzückt in dem ganzen ihr preis gegebenen Ueberflusse umher, ohne nur noch zu ahnen, dafs sie ermüden, dafs sie in dieser Fülle der Wollust sich je ersättigen könne; aber nur zu bald kehren Bilder und Empfindungen wieder, und werden durch Wiederkehr schwächer. Die Seele geniefst noch fort; aber schon sinkt sie allmählig zum Mangel und zum Bedürfnifs, dem gewöhnlichen Zustande der Menschheit, zurück, und durch diesen so entgegengesetzten Weg,

da es jetzt von Reichthum zu Armuth geht, statt vorher von Armuth zu Reichthum; wird der Gegenstand des Genusses immer weniger anziehend, so wie der des Strebens es immer mehr ward. Unterbrechung und Wechsel geben dann jenem den Reiz der Neuheit noch auf Augenblicke zurück; aber endlich offenbart sich zu sehr die Erschöpflichkeit auch des gröfsten, des umfassendsten Gegenstandes; die Begierde läfst nach, und der Fortgang hört auf; die Ewigkeit nimmt Flügel der Zeit und verschwindet. »

« In dieser allgemeinen Geschichte aller menschlichen Genüsse haben Sie auch die des meinigen auf dem Aetna. — Wie war der erste Blick, den wir auf die unermefsliche Weite unsers Gesichtskreises warfen, so stolz, so wonnevoll, so entzückend! Wie fühlten wir uns über alles Irdische so empor gehoben, und der Gottheit so nahe! — Dieses vor uns ausgespannte, unendlich scheinende Meer, dieses gegenüber liegende mahlerische Calabrien, diese Liparen mit ihrem ewig dampfenden, ewig Funken sprühenden Stromboli; dieses Königreich mit allen seinen Häfen, Städten, Bergen, Thälern, zu unsern Füfsen: — — es ist unmöglich, mein Freund, dafs die

Seele eines Sterblichen mehr gespannt, gehoben, erweitert werde, als es die unsrige war. — Wenn, nach der Meynung jener Weisen des Alterthums, nicht umschliefsende Mauern, sondern freye Höhen von weiter Aussicht die bessern Anbetungsplätze einer allgegenwärtigen, allwirkenden Gottheit sind; so befanden wir uns hier auf dem ersten, dem erhabensten unsrer Erde, und die heiligen Schauder, von denen wir übergossen wurden, schienen es zu verkündigen. Wir riefen einander in allen Ausdrücken, welche die Sprache nur hat, unser Erstaunen, unser Entzücken entgegen; und dies so lange, bis ein wiederholter lauter Donner des Berges uns gleichsam abrief, nun auch seinen Krater, den Ursprung so vieler Schrecken seit ganzen Jahrtausenden, zu betrachten.»

«Wir fanden, als wir von dieser Betrachtung zurück kehrten, die Aussicht in der That noch verherrlicht; die höher herauf gestiegene Sonne zeigte alles in vollerm verklärenderm Lichte, und wir sahen die Gegenstände, mit blofsem wie mit bewaffnetem Auge, weit schärfer: aber der Eine Reiz, ohne welchen alle übrigen unkräftig sind, der Reiz der Neuheit, war hin; die Gegen-

stände, so grofs und herrlich sie waren, fielen zu wenig mehr auf. Wir bemerkten jetzt zuerst, wie unerträglich strenge die Luft in dieser Höhe über der Meeresfläche sey; erinnerten uns zuerst, wie viel wir sie milder im Walde, trotz des noch winterhaften Ansehens seiner äufsersten Gegend, wie einladend und erquickend wir sie tiefer hinab zwischen den Blumen und Blüthen gefunden; und nun? — erfolgte, was Sie sich denken können: dafs wir zwar immer noch standen, bedauerten, zweifelten, neue Blicke hinab warfen, um das grofse, nie wiederkehrende Bild desto tiefer in die Seele zu drücken; aber denn doch, von der Kälte getrieben, uns endlich zu dem ersten, und hiemit zu allen nachfolgenden Schritten entschlossen: denn, jenen gethan, erlaubte die Glätte des Bodens keine Aufmerksamkeit mehr, als auf die Sicherheit unsers Fufstritts. — Hätt' ich gezaudert, bis die volle Ersättigung eingetreten wäre, und hätte mich dann auf der Höhe selbst der Gedanke ergriffen, dafs ich hier ewig weilen, dafs ich in stetem Anschaun dieser überschwenglichen Schönheiten meine Tage beschliefsen sollte, ich glaube, dafs er mich mehr hätte erstarren machen, als das umgebende Eisfeld. — Wenn

der Weise von Agrigent auf der Höhe des Aetna wirklich gelebt, und wenn er Ursachen gehabt hat, zu seinen Mitbürgern nicht wieder zurück zu kehren, so ist der Selbstmord, den er an sich verübt haben soll, mir aus einem bessern Grunde erklärbar, als dafs er sich für einen Gott hat wollen gehalten wissen: er war ermüdet von dem ewig einförmigen, obgleich unaussprechlich grofsen, unaussprechlich erhabenen Anblick, und wollte sich lieber in den bodenlosen Schlund stürzen, als noch länger ein Daseyn schleppen, das ihm zur Last und zur Qual ward." —

„Das also, hör' ich Sie hier mit spöttischem Lächeln sagen, der Erfolg Ihrer Aetnareise? das der Gewinn von so vieler übernommener Mühseligkeit, Arbeit, Gefahr? — Ja, mein Freund! Wenn Sie die Bereicherung meiner Phantasie und einige Zusätze zu meinen Naturkenntnissen abrechnen, das und nichts anders! Ich habe gelernt, dafs die Glückseligkeit eine spröde Geliebte ist, die, bey aller holden Gesinnung für uns, der vollen vertrauten Umarmung sich schlau entwindet, durch strenge Blicke, wenn wir sie fest halten wollen, uns scheinbar gütig abschreckt, und dann doch wieder, aus näherer oder wei-

terer Ferne, uns süfse Hoffnungen lächelt. Doch ich sollte vielleicht in einem andern, als diesem spielenden, scherzenden Tone eine Erzählung schliefsen, aus welcher sich Wahrheiten ableiten lassen, die für das Leben von der gröfsten Wichtigkeit sind.»

«Ich berühre hier nur zwey dieser Wahrheiten, weil eben sie aus dem Obigen am deutlichsten hervor zu springen scheinen. Die erste ist: dafs, um wahrhaft glücklich, und um dauernd glücklich zu seyn, man sich eine Höhe zum Ziel setzen mufs, wo das Ausruhen der Kräfte immer süfser, der Rückblick auf die vollendete Bahn immer gefallender, der Trieb zum Vorwärtsdringen immer lebhafter, das Herz zum Ertragen der Mühseligkeiten immer freudiger werde; eine Höhe, die sich unabsehbar empor hebe, oder (um diesem Gedanken seine Vollendung zu geben) deren Gipfel über das Grab hinaus bis in die Ewigkeit reiche. Der Weise, der diese Wahrheit erkennt, kann also unmöglich zu seinem letzten Ziele körperliche Wollüste machen; kann unmöglich seine Glückseligkeit in einem gähnenden, langweiligen Fortschleichen von Hügelchen zu Hügelchen suchen, wo die Aussicht nie weder ihre Dürftigkeit, noch ihre

Beschränktheit verliert; wo ein ermüdendes Einerley mit kaum zu rechnenden Abänderungen ewig wiederkehrt; die Begierde, statt zu wachsen, sinkt; die Kraft, statt neues Leben und Feuer zu gewinnen, sich schwächt, abstumpft, verzehrt; wo die Empfindung des Deseyns, statt wacher und wonnevoller zu werden, nur träger, dumpfer, träumender wird. Als minder verächtliche Ziele erscheinen aus diesem Gesichtspunkte: Macht, Ehre, Einfluſs, Geschicklichkeit, Kunst; als der ersten und würdigsten eines: Wissenschaft, Erkenntniſs der Wahrheit; weil hier, nach Popens schönem Bilde, sich Alpen über Alpen erheben, und die Begierde nie gesättigt, aber durch neue Freuden immer genährt, befeuert, geschwellt wird.»

«Die zweyte nicht minder wichtige Wahrheit ist: daſs man sich eine Höhe zum Ziel setzen muſs, auf welche sich ein gangbarer Pfad hinan winde, der, wenn auch steil und mühsam, doch nirgend durch unübersteigliche Hindernisse versperrt sey; eine Höhe, von welcher kein feindseliges Schicksal uns mit rauher Cyklopenstimme ein Halt! entgegen donnern könne, das vielleicht alle unsre Kräfte plötzlich lähme, alle unsre Erwartungen schreck-

lich zu Boden schlage. Durch diese zweyte Wahrheit werden, als höchste und letzte Ziele, auch jene entfernt, welche die erste zwar nichts weniger als empfahl, aber doch zuliefs; und nur ein einziges bleibt, wenn wir wahrhaft weise seyn wollen, zu wählen übrig. Verlegen wir nehmlich das letzte Ziel, nach welchem alle unsre Wünsche und Bestrebungen, wie nach ihrem Mittelpunkte, sich hin richten, entweder aufser uns, oder wenn auch in uns, doch in eine solche Kraft der Seele, die zu ihrem glücklichen Fortstreben und Weiterbilden äufserer Gegenstände, Vortheile, Hülfen bedarf: so sind und bleiben wir in den Händen des Schicksals, und dieser tückische Dämon kann nach Gefallen sein neckendes oder sein grausames Spiel mit uns treiben. Aber verlegen wir es in das Einzige, was von allem Aeufsern ewig unabhängig bleibt, in den Willen selbst; setzen wir zum höchsten Punkt unsers Bestrebens die gränzenloseste Vervollkommnung und Veredlung dieser besten Kraft unsrer Natur: so haben wir nicht allein ein Ziel, das in der That nie erreicht werden kann und nie erreicht worden ist — denn wo hätte noch der Weise und der Gute gelebt, über den kein Weiserer und kein

Besserer möglich gewesen wäre? — sondern was mehr heifst, unsre Abhängigkeit vom Schicksal hört auf: seine schlimmsten Tücken können nichts, als unsern Fortgang zum Ziele befördern; als uns Anlafs zu einem Verhalten geben, in welchem der Adel unsrer Seele sich immer schöner, immer glänzender zeigt; als uns glücklicher eben da machen, wo wir der Glückseligkeit am fähigsten sind, in unserm eigentlichsten, unserm innersten Selbst.

Dafs dieses Selbst mehr noch in unserm Willen, als in unsrer Denkkraft bestehe, davon belehrt uns ein unwidersprechliches Gefühl; und eben hieraus erklärt es sich, warum das Anschauen der Vollkommenheiten unsers Geistes, wenn es mehr als kalte Zufriedenheit, wenn es wahre innige Wollust bewirken soll, sich mit Erinnerung der Arbeiten, Anstrengungen, Aufopferungen verbinden mufs, die uns jene Vollkommenheiten gekostet haben. Würden wir, wie die kunstvollen Insecten, mit vollendeten Fertigkeiten, nicht mit blofsen Anlagen und Fähigkeiten, geboren: so würden wir an den vorzüglichsten Kräften unsrer Seele kaum ein höheres Wohlgefallen haben, als etwa an den schönen Umrissen unsers Gesichts, oder dem regelmäfsigen

Wuchs unsrer Glieder; aber dafs es freye edle Thätigkeit war, wodurch wir die nackten unbestimmten Anlagen und Fähigkeiten erst zu wirklichen Kräften und Fertigkeiten erhöhten: das ist es, was uns diese Kräfte und Fertigkeiten am meisten werth macht, warum wir auf sie so vorzüglich stolz sind. Wir haben durch jene Thätigkeit sie gleichsam zu unserm vollen Eigenthume gestempelt, sie in unser wahres Selbst mit hinein gezogen; und da es allgemeines Gesetz ist, dafs die Vollkommenheiten eines Gegenstandes uns immer um so mehr rühren, je nähere Verwandtschaft mit unserm Selbst dieser Gegenstand hat: so ist nun die Freude an unsern Geisteskräften weit inniger, als wenn sie blofse Geschenke der Natur, blofse zufällige Vortheile geblieben wären. Die höchste reinste Quelle der Freude aber mufs, nach eben diesem Gesetze, die unmittelbar an dem Willen selbst erkannte Vollkommenheit seyn, oder mit einem völlig gleich bedeutenden Worte: die Tugend.» — —

«Doch ich vergesse, dafs ich an einen Mann schreibe, der ein wenig nach den Grundsäzzen der neuern Epikureer hinhängt, und der meine etwas stoischen Betrachtungen schwerlich nach seinem Geschmack finden wird. Las-

sen Sie mich also geschwinde mit der Versicherung der Hochachtung und Ergebenheit schliefsen, die ein so milder Stoiker, wie ich, gegen einen so edlen Epikureer, wie Sie, noch immer hegen darf. Ich bin u. s. w. »

Ueber den Tod.

Nicht weit von Besançon lebte auf einem kleinen Landgute ein alter wackerer Brigadier, das wahre Muster eines liebenswürdigen Greises. Sein Name war Merville, und er hatte schon über siebenzig Jahre. Da er in seiner Jugend unter den Armeen Ludewigs des Vierzehnten diente, träumte er auch den Traum des französischen Adels, dafs für die Ehre des Königs und für die Wohlfahrt des Vaterlands sterben, Eins sey; aber kaum war er durch seinen Heldenmuth bis zum Range eines Brigadiers gestiegen, als er plötzlich zu seinem Schrecken inne ward, dafs er nichts als ein Werkzeug zur Unterdrückung der Nation wäre. Von diesem Augenblick an suchte er unter dem Vorwande der Untüchtigkeit seinen Abschied, schlug das Gnadengehalt aus,

das ihm der König zur Vergeltung seiner Tapferkeit anbot, und schämte sich seiner Wunden, wie man sich der Thorheiten seiner Jugend schämt. Er baute nun selbst das kleine Erbgut seiner Familie, und widmete alle die Stunden, die ihm die Sorge für sein Hauswesen frey liefs, der Philosophie und den Musen. Da ihm sein Vermögen keinen grofsen Aufwand erlaubte, so hielt er nur wenig Umgang; er hatte nie über zwey bis drey, aber auserlesene, Freunde. Unter diesen war in seinen letzten Jahren ein Mitglied des Parlements von Besançon, Namens Chevreau, ein Mann, den er vorzüglich liebte, und der es vorzüglich werth war.

Chevreau war einer der Menschen, die von der Natur die beneidenswürdigste Anlage zu allem erhalten haben, was edel und gut ist. Er hatte nichts von dem Flatterhaften, das man den Jünglingen seiner Nation zum Vorwurf macht; er war mehr feurig als hizzig, mehr nachsinnend als fröhlich, mehr gut als weich; er nahm nicht leicht Eindrücke an, aber die er einmal annahm, gingen tief und hafteten lange. Er war immer das, was er war, von ganzer Seele. Und da ihm das gröfste Glück wiederfahren war, wofür ein Mensch

der Vorsehung nur danken kann, von edlen Eltern erzeugt zu seyn und eine edle Erziehung zu finden; so war er mit diesen Eigenschaften seines Charakters ein Mann von unerschütterter Rechtschaffenheit, ein unbeweglich standhafter Patriot, und der ganzen innigsten Freundschaft eines Merville würdig geworden.

Er hatte nur einmal geliebt, aber wie es von seinem Geschmack zu erwarten war, das schönste und geistreichste Frauenzimmer von Besançon. Sie hiefs Therese, und war die Tochter des Präsidenten von eben dem Gerichtsstuhle, wobey nachher Chevreau Beysitzer ward. Die Hindernisse, die sich seiner Verbindung mit ihr ganze Jahre hindurch entgegen setzten, schienen unüberwindlich; aber was in schlaffen Seelen die Liebe unterdrückt haben würde, gründete sie in der seinigen desto fester. Therese selbst war seit dem ersten Augenblick ihrer nähern Bekanntschaft für ihn entschieden; nur war sie zum Unglücke reich, und ihre Eltern hofften, eine Million Livres mit einer andern, oder wenn das nicht wäre, mit dem höchsten Range im Königreiche zu verbinden. Sie stand wegen ihrer Liebe zu Chevreau unsägliche Bedrük-

kungen aus; aber sie erklärte sich standhaft, dafs keine Ueberredung und keine Gewalt in der Welt sie bewegen sollte, anders, als zwischen Chevreau und einem Kloster zu wählen. Da ihre Eltern durch diese feste Beharrlichkeit gezwungen waren, mehrere der vornehmsten Bewerber zurück zu weisen, und da noch überdies das Beyspiel einer entfernten Verwandtinn dazu kam, die kaum einige Monate Marquisinn war, als sie schon ihr Vermögen auf den Toiletten der Mätressen und vor den Busen der Operistinnen schimmern sah, so bewegte dieses die Eltern der Therese, dafs sie endlich dem Chevreau den Zutritt verstatteten, und ihre Einwilligung zu der Heyrath gaben. Beyde Liebende, die sich die Güte ihrer Seelen durch ihre Standhaftigkeit in der Prüfung so sehr bewiesen hatten, empfanden nun in dem Entzücken ihrer Umarmungen, was Unglück werth ist.

Therese ward schwanger, und Chevreau's Einbildungskraft hatte sich nun schon mehrere Monate mit nichts, als dem süfsen Gedanken beschäftigt, wie unendlich sein Glück durch den Besitz eines Kindes würde vermehrt werden, als endlich der so ängstlich und doch so ungeduldig erwartete Augenblick erschien,

wo Therese entbunden ward. Seine Freude war unbeschreiblich; aber es war die ernste, wehmüthige Freude des gefühlvollsten Menschen, der mit seinem Glücke zugleich die ganze Gröfse seiner Pflichten empfand, und in seinem Innersten schwur, dafs sie ihm heilig seyn sollten. Theresens Entbindung war glücklich gewesen; aber nachherige Zufälle, die sich von Tage zu Tage verschlimmerten, machten bald für ihr Leben fürchten. Chevreau kam in aller der Zeit, die ihm nur immer seine nothwendigsten Geschäfte übrig liessen, keinen Augenblick von ihrem Lager, und war Zeuge aller der unaussprechlichen Leiden, womit ihr so junges Leben dem Tode entgegen kämpfte. Endlich erlag die Natur; sie erzwang noch auf ihren bleichen Wangen ein trauriges Lächeln, führte mit ihren zitternden schon ersterbenden Händen Chevreau's Hand an ihr Herz, und stammelte mit ihrem letzten Odem die Worte: Vergifs unsrer Liebe nicht, Chevreau!

Wenn je das Wort eines Sterbenden ein treues Gedächtnifs fand, so war es dieses Wort der Therese. — Chevreau besorgte alles, was zu ihrem Begräbnifs gehörte, mit der ruhigsten Gleichmüthigkeit; er betrachtete Stunden

lang ihren Leichnam, ohne dafs ihm nur eine Thräne entfiel; und dann ging er allein, und machte sich Vorwürfe, dafs er so fühllos wäre. Erst den Tag nach der Versenkung ihres Leichnams, da er an einem Orte, wo er sich nichts vermuthend war, eine Perlenschnur fand, die er einst Theresen zu ihrem Geburtstage schenkte, erwachte gleichsam sein Herz aus dem bisherigen Todesschlaf aller Empfindungen; er fiel hin, und vergofs einen Strom von Thränen. Der Anblick des Kindes, das die unschuldige Ursache ihres Todes war, rifs ihm seine Wunde täglich von neuem auf, und war doch das einzige Labsal für seinen Schmerz. Es trug schon die sanften und liebenswürdigen Züge Theresens, die sich auf seinem zarten Gesichte immer mehr zu entwickeln schienen. Chevreau betrachtete es nie ohne die tiefste Rührung, worin sich der herbste Schmerz mit der süfsesten Wollust vereinigte; er liebte es mit einer doppelten Liebe.

In einigen Jahren war der kleine Charlot (so hiefs der Knabe) das angenehmste Kind von der Welt, und der Neid aller Mütter von Besançon. Die Schönheit seiner kindlichen Bildung ward noch unendlich durch die ofne Fröhlichkeit vermehrt, die aus allen

seinen Gesichtszügen hervor sah. Chevreau wandte an seine Bildung allen möglichen Fleifs, und genofs der Wollust, die gewöhnlichen vornehmen Vätern so fremd ist: dafs er selbst den Fortgang seines Kindes von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern bemerkte. Eben fing jetzt Charlot an, die kleinen Ideen und Begierden seiner unschuldigen Seele etwas freyer zu entwickeln; und zeigte schon die schönste Morgenröthe eines künftigen heitern Verstandes und edelmüthigen Herzens, als er von den Blattern, diesen Verwüstern des menschlichen Geschlechts, befallen ward, und naeh unaussprechlich viel Angst und Schmerzen dahin starb. Chevreau war von der ganzen Krankheit und dem Tode des kleinen Unschuldigen. der ihn so oft mit ausgestreckten Händen um Hülfe anflehte, die er nicht geben konnte, eben so Zeuge, wie er's von der Krankheit und dem Tode Theresens gewesen war.

Dieser zweyte Streich war für Chevreau schrecklicher, als der erste, dessen ganzen Schmerz er wieder erneuerte. Da er nun die beyden Wesen verloren hatte, die seinem Herzen das Theuerste waren, so war ihm fernerhin nichts mehr theuer; auch seine Freunde

nicht, auch er selbst nicht. Denn der Mensch, der einmal unglücklich genug ist, dafs er nichts mehr aufser sich liebt, der kann auch sich selbst nicht mehr lieben. Alle das Feuer seines Charakters, das sich sonst gegen Theresen und Charlot, diese vornehmsten Gegenstände seiner Liebe, gewandt hatte, trat nun in sein Innerstes zurück, und brütete über jenen finstern Betrachtungen, womit sich der Mensch an der Vorsehung gleichsam zu rächen sucht, wenn er sich Unrecht gethan glaubt. Bey seinem festen Trübsinne hatte er Einbildungskraft und Scharfsinn genug, um bald die Welt um sich her zu einem Schauplatze des Elendes auszubilden; und so lebte er nun in Gottes Schöpfung mit eben dem Herzen, womit ein frey denkender Menschenfreund in den Staaten eines Despoten lebt.

Die einzige Stimme, die noch einigermafsen an sein Herz drang, war Mervillens Stimme. Der ehrwürdige Greis erkannte sehr bald aus Chevreau's Reden seinen ganzen Zustand; aber er schonte seiner, und brachte mit Fleifs die Rede nie auf den Verlust, den sein Freund erlitten hatte. Er that nichts, als dafs er bald diesen, bald jenen Versuch machte, seine erstorbene Empfindlichkeit für

irgend einen andern Gegenstand zu reitzen und wie von ungefähr Ideen hin zu streuen, die eine heilsame Revolution bey ihm bewirken können. Endlich, da Chevreau immer finstrer und immer trüber ward, hielt Merville seine Schonung für Grausamkeit; er beschlofs, die Wunden seines Freundes zu reinigen und zu heilen, bevor sich das Gift ihres Eiters in die innersten Gefäfse des Lebens schliche und seiner Ruhe den Tod brächte. Die Gelegenheit bot sich dar, als einst Chevreau, mehr aus Höflichkeit, um seine öftern Besuche zu erwiedern, als aus Antrieb des Herzens, auf seinem Landgute einsprach.

Es ist etwas in Ihrer Seele nicht recht, sagte der Greis, indem er beyde Hände voll der zärtlichsten Freundlichkeit auf seine Schultern legte; und Sie thun übel, Chevreau, dafs Sie sich so ganz in sich selbst verschliessen. Oeffnen Sie Ihr Herz einem Freunde; und wenn ich's durch die aufrichtigste Liebe gegen Sie werth bin, öffnen Sie's mir! — Sie nannten mich so oft Ihren Vater; und ich habe ja auch in der Welt gelebt, und bin unglücklich gewesen.

Sind Sie? antwortete Chevreau, mit dem Ton eines Menschen, dem sein eignes Un-

glück zu schwer fällt, als dafs es ihm für fremdes Gefühl liefse.

Ich habe meine Gattin und meine Kinder sterben sehen; und was nur je ein menschliches Herz empfand, das hat auch meines empfunden. Ich weifs, was das heifst, mit einem einzigen Streiche alle seine innigsten Bande zerrissen, alle die liebsten Hoffnungen seiner Seele vernichtet zu sehen. Und dennoch, Chevreau — dennoch war eine andre Zeit meines Lebens noch schrecklicher, wo Freunde an mir Verräther wurden, die mein ganzes Vertrauen hatten. Ich verzweifelte an der menschlichen Natur, an der Tugend. Ich glaubte, unter den Wesen, die mir ähnlich sahen, wie unter Rasenden oder Verbrechern zu leben; und nur ein Mann wie Sie, kann mich fassen, wenn ich ihm sage, dafs ich elend war. — O mein Freund! Wenn Sie diesen schrecklichen Zustand, wie ich, aus Empfindung kennten! —

Und wie, wenn ich einen noch schrecklichern kennte? — Der menschlichen Gesellschaft entflieht man, denn es giebt ja Einöden und Wüsten: aber Merville — — Er schwieg, und sah mit einem Seufzer gen Himmel.

Aber, Chevreau? —

Warum soll ich das sagen, was schon Elend genug ist zu denken? — Er schwieg noch einmal, und setzte dann mit einer Erschütterung der Seele hinzu, die sich seinem ganzen Körper mittheilte: Wie entflieht man vor Gott? — In eben dem Augenblick stand er auf, und nahm den Weg nach dem Garten, um sich von einer Unterredung, die ihm zu peinlich ward, los zu reifsen. Der Greis folgte ihm auf dem Fufse.

Sie sind in meinen Händen, und Sie sollen mir nicht entrinnen, Chevreau. — Kommen Sie und öffnen Sie mir ganz Ihre Seele! Reden Sie mit mir, wie Sie mit Ihren eignen Gedanken reden! — Sie sind unzufrieden mit Gott?

Entsetzlich, wenn ich es wäre, Merville!

Und noch entsetzlicher, wenn Sie Recht hätten! — Aber nein, Chevreau! — indem er einen festen und zuversichtlichen Ton nahm — Sie sind's nicht; denn Sie können's nicht seyn. Unzufrieden mit Gott, hiefse unzufrieden mit allem seyn, was vollkommen und gut ist: und wie kann das eine denkende Seele? — Verstehn Sie sich selbst, liebster Freund: Sie sind nur unzufrieden mit Ihrer Vorstellung von Gott. Und nun sehen

Sie, wie viel Sie durch diese einzige Berichtigung schon gewinnen! — Läge die Ursache in Gott, in diesem unendlich über Sie erhabenen, allmächtigen Wesen: wie wollten Sie helfen, Chevreau? wie die Einrichtung der Welt ändern, oder die Gewalt des Stromes hemmen, der Sie unwiederstehlich mit fort reifst? — Liegt aber die Ursache blos in Ihrer Vorstellung von Gott: nun wohlan! da ist Hülfe. — Lassen Sie uns die irrige Vorstellung ändern, und statt des falschen Gesichtspunktes den wahren suchen.

Sie waren in die Mitte des Gartens gekommen, wo die Anhöhe, auf der das Haus des Merville lag, einen jähen Abschufs in's Thal machte. Hier zog der Greis seinen Freund, unter dem Schatten breiter Kastanienbäume, auf eine Rasenbank nieder, hielt die Hand gegen die entzückend schöne Gegend ausgestreckt, die, so weit nur das Auge trug, mit Heerden und Aernten und Weinberghügeln bedeckt war, und sagte dann mit dem zuversichtlichen Tone der Ueberzeugung: Klagen Sie die Vorsehung an, und ich will sie rechtfertigen.

Wie, Merville? Soll sich der Wurm gegen den Unendlichen, das Geschöpf eines Tages gegen den ewigen Schöpfer empören? —

O lassen Sie mich anbeten und schweigen! Gott ist da, wo ich rede.

Er ist auch da, wo Sie denken, Chevreau.

Und wenn ich nun rede? — Können Sie alle die Zweifel lösen, alle die Unruhen, die Einwürfe heben? — —

Alle, mein Freund? — Ich steh' am Rande des Grabes, und die Stunden, die mir noch übrig sind, mögten nicht zureichen. Wann ist der Witz des Menschen erfinderischer, oder wann ist seine Zunge beredter gewesen, als wenn es darauf ankam, seinen Gott zu richten? — Aber wenn irgend ein vorzüglicher Kummer, irgend ein einzelner Zweifel Sie ängstigt — —

Nun dann, Merville! Sie öffnen, auch wider Willen, mein Herz: ich will reden. — Glauben Sie mir! Nicht der Tod der Meinigen ist das, was mich noch unglücklich macht: sie sind dahin, und ich habe meinen Schmerz überwunden. — Aber ausgegangen bin ich von dem Gedanken ihres Todes, und habe einen Blick auf die Menschheit, einen Blick auf die Natur geworfen. — — O liebster Freund! Um ruhig zu seyn, mufs der Mensch nicht denken, er mufs nur träumen. Es ist nirgend Ruhe für ihn, als in der Vergessenheit sei-

nes Elends. — — Ich gehe jedem Leben nach, jeder Kraft, die sich in der Natur regt: und sie hört auf in Zerstörung; ich merke auf jeden Jubel, jedes Gelächter der Freude: und es wird zur Stimme der Wehklage; ich sehe auf jedes Lächeln, jede Miene der Wollust: und indem ich sehe, wird sie Zuckung der Todesangst. — Alles, alles in der Natur ist nur angelegt auf Verderben, Zerstörung, Vernichtung. Der Engel der Schöpfung geht nur voran, und erweckt Leben, damit der Engel des Todes, der hinter ihm drein geht, zu würgen finde. Hoffnungen von Glückseligkeit, die stets tief in der Zukunft ist, machen uns das Leben nur schätzbar, damit der Schauder vor der Vernichtung uns desto schrecklicher fasse. — Und wenn ich nun den ganzen namenlosen Jammer betrachte, das bange Händeringen aller Sterbenden, Verlafsnen, Verwaisten; wenn ich zu jeder Spanne Land sage, auf die mein Fufs tritt: du bist Grabstätte von Tausenden, die sich krümmten, zu leben rangen, und starben! zu jedem Staube sage, der vor mir auffliegt: du warst Nerve eines empfindenden Wesens, und erzittertest vor dem Tode! wenn ich in der Natur lebe, wie

in einem weiten allgemeinen Behältnisse von Leichnamen und Todtengebeinen: wie können Sie wollen, dafs ich noch Freude habe? noch lächle? — Ich habe an meinen edelsten Begriffen gelitten; ich vermisse in mir den allbelebenden Gedanken einer unendlichen Güte, und nichts ist mir übrig geblieben, als die schreckende Idee einer Allmacht. — Sie streckten Ihre Hand, Merville, gegen diese blühenden Thäler aus, als ob ihr Anblick schon Widerlegung wäre; aber auch diese Schönheit, dies Leben, das sich hier regt: — aus Verwesung ist es hervor gegangen, und in Verwesung wird es zurück sinken. — Für mich ist nun keine Freude, kein Reiz mehr in der Natur.

Wie unglücklich sind Sie! — Aber warum war denn vormals diese Natur, die Ihnen jetzt so öde scheint, der Gegenstand Ihres Entzückens? — Erinnern Sie sich, wie Sie einst hier an der Seite Ihrer Therese safsen? Wie Sie da nichts als Leben, nichts als Wonne und Herrlichkeit vor sich sahen! wie da alle Bilder des Todes, alle Gedanken von Elend, aus Ihrer Seele verbannt waren?

Ich erinnere mich's, Merville. Es waren die Tage meiner Glückseligkeit, diese so schnell vorüber geeilten Tage. — Eine Phantasie, zu lauter Freude gestimmt: — o, wie leicht kann sich die aus einer Wüste ein Elysium schaffen!

Kann das wirklich die Phantasie? — Nun, dann kann sie mehr, diese Zauberin; dann kann sie mit eben der Wunderkraft auch aus einem Elysium eine Wüste schaffen. — Wollen Sie ihrer Eingebung trauen? Wollen Sie einer Führerinn folgen, die immer in der Richtung fort geht, welche ihr der Anstofs unsrer Empfindungen gab, und sich dann, mit ihrem einseitigen Fluge, so weit von der Wahrheit verirrt? — Mäfsigen Sie durch Vernunft diese Ausschweifungen; Werfen Sie, nach jenen partheyischen, noch einen dritten unpartheyischen Blick auf die Schöpfung: und Ihr Herz wird wieder zur Ruhe kommen; Ihr finstrer Kummer wird sanfte Schwermuth; Ihr Widerstreben gegen ein feindseliges Schicksal ruhige Ergebung in den Willen des Allgütigen werden. — — Sollt' ich läugnen, dafs Elend in der Natur ist? Sollt' ich läugnen, dafs der Gedanke des Todes fürchterlich sey?

Ich würde meinem innersten Gefühl widersprechen. Ich fühle das Loos meiner Endlichkeit, wie ein andrer, und der Schauder des Todes verschont mich nicht, so wenig als der Engel des Todes. Oft vielleicht ergreift er den schwachen furchtsamen Greis noch gewaltiger, als den Jüngling. — Aber wollten nun auch Sie läugnen, dafs das Leben Freuden hat? überschwengliche Freuden? Sie, der Sie ihrer selbst aus der wohlthätigen Hand des Schöpfers erhielten, wollten Sie undankbar seyn, und es läugnen?

Nein, Merville! Nein, ich will es nicht läugnen.

Und es hat also seine Freuden?

Seine kurzen, seine geträumten Freuden.

Wie ungerecht, Chevreau! Sind sie kürzer, sind sie geträumter, als unser Elend? — War die Thräne der Wollust, die hier in Ihren Augen schimmerte, als Sie sich an Theresens Seite und glücklich sahen: war sie weniger wirklich, als diese Thräne der Wehmuth, die jetzt in eben diesen Augen zittert? Oder wird nicht bald auch diese Thräne ver-

siegen? — Das Daseyn hat seine Freuden, seine wirklichen, mannichfaltigen Freuden; und worauf wird es nun. ankommen, als auf die Frage: ob die Freude des Elends, ob das Leben des Todes werth sey? — Wenn Sie das jetzt nicht finden, mein Freund —

Wie kann ich es finden? — Das Elend des Menschen liegt vor mir da, in seiner ganzen unendlichen Gröfse, in seiner ganzen namenlosen Mannichfaltigkeit; aber Gott! wie wenig hat er der Freuden! — Und die er noch hat, wie geringe sind sie! wie unvollkommen!

So denkt der Mensch in der Stunde des Unmuths, des Kummers. — Ich könnte sagen, dafs vielleicht das Leben von Tausenden unendlich glücklicher ist, als das Ihrige; aber nein! Ich bleibe bey Ihrem eignen Leben. — Sie glauben also, Sie hatten der Freuden so wenig?

Wie darf ich glauben, wovon ich gewifs bin?

Sie betrügen sich, Chevreau!

Das heifst, meine Empfindung betrügt mich. — Und welcher andre Richter, wenn es auf Glück oder Unglück, auf Schmerz oder

Vergnügen ankommt, soll denn gültig seyn, als unsre Empfindung?

Aber eben diese Empfindung — —

Ist in dem Innersten meines Herzens, und kein Vernunftschlufs wird sie mir da heraus reifsen.

Auch denk' ich auf keine Vernunftschlüsse. Ohne Zweifel ist jede Empfindung die gültigste Richterinn ihrer selbst; aber nicht soll sie über das Vergangne, nicht über das Zukünftige richten — Liebster Chevreau! Die jetzige Wolke, die über Ihrem Haupte hängt, wirft nach allen Seiten hin einen grauenvollen Schatten über ihr Leben; einen Schatten, der Alles entstellt, Alles verfinstert. — Wenn Sie in die Vergangenheit blicken, so ist nichts, das so leicht im Gedächtnifs hervorspränge, nichts, das so voll, so ganz, so lebendig vor Ihnen da stünde, als die Bilder Ihrer unglücklichen Stunden; und die Zukunft — was ist die Zukunft für Sie? Der gegenwärtige Punkt, zu einem Leben erweitert. Sie geben ihrem Schmerz Unvergänglichkeit, und glauben, weil Ihr Verlust ewig

dauern wird, so müsse auch diese seine Folge gleich ewig dauern. — Bey einer so unglücklichen Fassung; da alles Uebel, das Sie betroffen, so gedrängt, so schwarz, so fürchterlich vor Ihnen steht, da die Bilder der genossenen Freuden so sparsam und trübe hervor schimmern, wie einzelne Sterne an einem umwölkten Himmel: wie könnten Sie sich da auf den Ausspruch Ihrer Empfindung verlassen? wie entscheiden, ob die Freuden das Elend ersezzen? das Leben des Todes werth sey? — O Chevreau! Wenn ich nur nicht fürchten müfste, Sie zu tief zu verwnnden — —

Mich zu tief zu verwunden?

Nun so hören Sie denn! Ich wünschte, ich könnte mit der Stimme der Allmacht zu Ihnen sagen: «Chevreau, mich gereut meines Rathschlusses. Ich will dein Leben machen, wie das Leben von Tausenden ist. Sieh hier deine Gattin wieder, deine Therese! Sieh auf ihren Armen den Liebling wieder, dessen Leben ihr Tod war!» — Und wenn Sie dann, aufser sich vor Entzücken, an ihren Busen sänken; wenn Sie mit dem ganzen Wonnegefühl eines Vaters den Engel in Men-

schengestalt an Ihre Lippen hüben: dann wollt' ich nach den ersten Stürmen der Freude ein ruhigers Lächeln erwarten, wollte Sie bey der Hand fassen und wollte sagen; « Chevreau, wessen ist mehr in der Natur? der Freude, oder des Elends? » Und wie dald würde sich Ihre ganze Vergangenheit zu lauter Wonne erheitern! In wie leichten, kaum sichtbaren Nebel würden diese Wolken zerfliefsen, die jetzt mit einer so schrecklichen Nacht Ihr Leben decken! — Aber wäre denn dadurch dies Leben, oder wäre blos die Ansicht, die Vorstellung davon, verändert? Bliebe nicht Ihre Vergangenheit, wie sie war? und könnten Sie oder ein anderer Sterblicher voraus wissen, wie Ihre Zukunft seyn würde? — « Chevreau, » wollt' ich noch einmal sagen: « ist diese Empfindung der Wollust werth, dafs man auch Elend ertrage? » Und wie leicht, wie geringe würde dies Elend werden! Wie schnell würde die Waagschale, die es jetzt mit so überwiegender Last zu Boden drückt, in die Höhe steigen! — — Ich betrübe Sie, Freund; verzeihen Sie mir! Aber da ich nun jenes nicht sagen kann, mit der Stimme der Allmacht; versuchen Sie, wie viel Gewalt

Ihre Vernunft hat! Stehen sie bey dem gegenwärtigen Augenblick stille, und theilen Ihr Leben! Ihre Zukunft wird so nicht seyn, wie Ihr jetziger Schmerz sie darstellt: aber auch jede Freude, jede Seligkeit, die ich hinein dichtete, würde Sie kränken, würde Ihnen Beleidigung Ihrer Liebe, der ehlichen und der väterlichen, dünken. Sehen Sie also blos in's Vergangne! Bestreben Sie sich nach Unpartheylichkeit in der Schätzung! Untersuchen Sie, wessen da mehr war, des Vergnügens, oder des Kummers? —

Welch ein Gespräch, worein Sie mich zogen! — O Merville! Wie sehr ist immer das, was ich antworten soll, meiner ganzen Seele zuwider! Ich verabscheue den Undank; und soll ich nun selbst ein Undankbarer werden? nur einer scheinen? — Nein, mein Freund! Nein, ich will sagen, dafs ich der Freuden viel hatte.

Nur sagen, wenn Sie's nicht denken? —

Ich will's sagen, weil ich's auch denke. — Und gewifs! Der Gott, der mir diesen Odem gab, er gab mir auch der Freuden nicht wenig. — Sie sehen, wie gern ich's bekenne.

Sie müssen es auch bekennen. Denn, hatten sie keine Freuden; woher der Kummer über Ihren Verlust? Oder waren dieser Freuden so wenig; woher das Uebermaafs Ihres Kummers? — Wenn Sie nun aber jene Schäzzung Ihres Lebens vornehmen, mein Freund; nach welchen Begriffen wollen Sie schätzen? Blos nach Glück und nach Unglück? nach Lachen und Thränen? nach erfüllten und vereitelten Hoffnungen? nach Träumen und Wirklichkeit?

Wie anders, wenn ich sie vornehme? —

Sagen Sie lieber: wie falscher? — Eben das ist der Fehler, der uns so ungerecht gegen den Himmel macht: dafs wir immer mit unsern Begriffen Gränzen ziehen, die nicht in der Natur sind, immer trennen und sondern, wo in der Wirklichkeit sich Alles vermischt, Alles vereinigt. — Schmerz ist oft mehr Wollust als Schmerz; Schrecken hat seine süfsen Schauder; Unglück wird angenehm in der Erinnerung; Gefühl der Sckwäche treibt den Freund in die Arme des Freundes; Traurigkeit erweicht zu jeder feinern Fmpfindung das Herz; Noth gibt Gefühl unsrer Kraft, unsers Werthes; Träume

von Glückseligkeiten sind wahr in der Empfindung. — So, Chevreau; so das Leben berechnet — — Aber wie kann ich das jetzt, bey einer Fassung, wie die Ihrige, fordern? — Hören Sie also mich, der ich unglücklich war! mich, der ich Alles verlor, was auch Sie verloren, und ein Herz hatte, das fühlen konnte! Der Tumult der Leidenschaften schweigt jetzt in meiner Brust; nichts kann mich mehr parteyisch gegen den Himmel machen, nicht übermäfsige Freude, nicht übermäfsiger Kummer; der Zustand meiner Seele ist Ruhe. Mit dieser Ruhe seh' ih zurück in mein Leben, und was ich da finde, macht mich zufrieden mit Gott. Der heitern Stunden waren mehr, als der trüben; des Guten unzählich mehr, als des Bösen. — In eben dem Lichte erscheint mir das Leben von Tausenden, in so weit ich es schätzen kann; in eben dem Lichte das Leben des Thiers und des Wurms, weil sie eben der Gott schuf, der auch mich ins Daseyn rief: und — nun, Chevreau! wie soll ich Ihnen für die Vermehrung danken, die Sie meiner Glückseligkeit gaben? für den herrlichen Glanz, den Sie rund um mich her auf die Welt ergossen? — Jede Spanne Land also, auf die

ich trete, ist Grabstätte von Tausenden? Willkommner Gedanke! Diese Tausende waren da, genossen des Lebens, fühlten sich glücklich. Jeder Staub, der vor mir auffliegt, war empfindende Nerve? Süfse Idee, und wenn du ein Traum wärst! Diese Nerve ward zum Vergnügen gespannt. Sie hat öfter der Wollust, als dem Schmerze gezittert. — — Ich sehe nun nichts mehr zu zweifeln, nichts mehr zu fragen, als dieses Einzige: warum währt diese Freude nicht ewig? warum mufs Tod in der Natur seyn?

Ich weifs, was Sie antworten werden. Wenn Leben seyn mufs, werden Sie sagen —

Nun ja! dann mufs nothwendig auch Tod seyn. Tod ist die Bedingung des Lebens, gegründet mit allen seinen Schrecknissen, mit allem ihm voran gehenden Elende, in eben der Natur, worin auch unsre Freuden sich gründen, — Aber ob Leben seyn müsse? Das, Chevreau, das können Sie nun nicht mehr fragen.

Auch nicht fragen, warum dieses Leben seyn müsse, kein andres? warum eben diese

Natur seyn müsse, die uns zu Theil geworden? diese zerstörbare, hinfällige, so unnendlichem Jammer ausgesetzte Natur?

Was soll ich antworten, wenn Sie das fragen? — Soll ich Sie auf das ganze System der Schöpfung verweisen? auf den unzertrennlichen Zusammenhang aller Glieder dieser Kette, wo keins ohne das andre seyn kann? — Nein, Chevreau! diese Betrachtungen führen zu weit und in zu heiliges Dunkel. Lassen Sie mich Ihrer Frage eine andere entgegeu setzen: Sie wünschen doch Freuden? Sie begehren doch Glückseligkeiten?

Wie jeder, der denkt und empfindet.

Und was für Glückseligkeiten? die Sie kennen, oder die Sie nicht kennen? von denen Sie einen Begriff haben, oder von denen Sie keinen haben?

Ohne Zweifel die, von denen ich einen Begriff habe.

Nun, so sehen Sie denn! sehen Sie, in welche Widersprüche Sie sich verwickeln, in welche Widersprüche sich jeder verwickelt,

der anfängt, mit Gott zu rechten. — Unsre Freuden wollen wir haben, gerade diese unsre eignen Freuden, gebunden an diese unsre eigne Natur, uns werth geworden durch diese unsre eigne Empfindung; aber diese unsre Natur nicht, mit der sie doch nothwendig verknüpft sind. — Sollten wir nicht erröthen, Chevreau, wenn wir die Thorheit der Anklagen erwägen, womit wir die ewige Weisheit vor unsern Richterstuhl ziehen? — Kein Wort mehr von diesem Einwurfe! Er ist zu ungründlich, zu nichtig. — — Das Leben hat also seine Freuden, seine grofsen überschwenglichen Freuden: wir Undankbaren vergessen den gröfsten Theil derselben bey der Berechnung; eben die Natur, die uns diese gewährt, bringt den Tod unzertrennlich mit sich: es wäre Unsinn, mit der Vorsehung zu hadern, dafs sie uns diese Natur gab, und keine andre, dafs sie den Menschen zum Menschen schuf, nicht zum unsterblichen Engel; die Bitterkeiten des Todes — o wie konnt' ich bis jetzt diesen gröfsten Gedanken vergessen! — sie werden uns durch Aussichten auf ein besseres Leben versüfst, durch Hoffnungen einer Ewigkeit, wovon uns alles versichert, die Erkenntnifs un-

ser selbst, die Erkenntnifs der Welt und des Schöpfers. Und wenn nun das alles so ist, wie es ist; wie kann der Mensch noch den Himmel anklagen, und in dem Plan seines Lebens nur Spuren einer feindseligen Macht, nicht einer allwaltenden Güte finden? — — Doch immer, Chevreau, immer erscheint uns noch der Tod als ein blofses Uebel, obgleich als ein nothwendiges Uebel. Sollt' er nicht mehr seyn, als das? Sollt' er nicht auch Vater des Guten seyn? Urheber von Glückseligkeiten, die ohne ihn nicht Statt finden würden?

Urheber von Glückseligkeiten? der Tod? —

Wie es alle Uebel in der Natur sind. — Sie sehen dort über den Hügeln zur Rechten fürchterliche Gewitterwolken. In dem Schoos dieser Wolken schläft Zerstörung bey Fruchtbarkeit, Heil bey Verderben. — Und wenn wir Acht gäben, Chevreau, — sollte sich nicht eben das auch bey diesem schrecklichsten Uebel, dem Tode, finden? — Doch der trübere Himmel, und dieser jähe Sturm, der den Staub durch's Thal treibt: sie verkündigen uns die Herannäherung des Gewitters. Lassen Sie uns den Schutz unsrer Wohnung suchen. Lassen Sie

uns dort unter dem Brüllen des Donners und unter fürchterlich herab strömenden Regengüssen unsre Betrachtungen über den Tod, unsere Betrachtungen über den Gott vollenden, der in Stürmen und Ungewittern eben so anbetungswürdig ist, als in dem lieblichsten Wehen der Morgenluft, wenn die glühende Sonne über den frohen Hügeln herauf steigt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Der Philosoph für die Welt

Aachen 1817
Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.1194(7#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11413937-9